

Zur Frage des Politischen in den Kulturwissenschaften. Vorbemerkung

Till Breyer, Rasmus Overthun, Philippe Roepstorff-Robiano und Alexandra Vasa

»What has become of the critical spirit? Has it run out of steam?« Bruno Latours Frage nach dem kritischen Geist der Wissenschaft (Latour 2004: 225) ist heute vielleicht aktueller denn je. Gerade die Kulturwissenschaften, die immer wieder einen emphatischen Kritikbegriff vertreten haben, sehen sich mit dem Vorwurf konfrontiert, einen kritischen Zugriff auf gesellschaftlich-politische Realitäten vernachlässigt, wenn nicht gar verstellt zu haben. Dies wird vor allem auf ihre methodische Ausrichtung zurückgeführt: Gemäß einem »Konstruktivismus, der in der heutigen Kultur- und Wissenschaftslandschaft in verschiedenen Spielarten sein Unwesen treibt«, richte die Aufmerksamkeit auf Zeichen, Symbole oder Diskurse, während der materielle Wirklichkeitsbezug abgedunkelt und eine »postmoderne Flucht vor den Tatsachen« betrieben werde (Gabriel 2016). Damit wird nicht zuletzt eine poststrukturalistische Theorietradition in Zweifel gezogen, die seit den 1960er-Jahren an der »Extremposition« gearbeitet habe, es »existiere womöglich gar keine Wirklichkeit« (Gumbrecht 2016).

Die solchermaßen eingeklagte ›Wirklichkeit‹ ist nicht von gesellschaftspolitischen Belangen zu trennen: Es sind »Fragen von Ungleichheit, Herrschaft und Ideologie«, die auf der Verlustseite eines »historistischen Antiessenzialismus« aufgeführt werden (Bude 2011/2012: 13f.). So scheint es, als sei den Kulturwissenschaften auch jenes Problemfeld der seit dem 19. Jahrhundert sogenannten ›sozialen Frage‹ entglitten, das etwa von (post-)marxistischen Historiker/innen vermessen und analysiert worden

war. Dabei hat die Diskussion über die politische und akademische Sichtbarkeit von Klassenverhältnissen jüngst neue Impulse erhalten, unter anderem durch die Rezeption von Didier Eribons autobiographisch-soziologischem Essay *Rückkehr nach Reims* (Eribon 2016 [2009]). Eribons doppelter Blick auf seine proletarische Herkunft und auf den identitätspolitischen Aspekt seiner Homosexualität sondiert persönliche Erfahrungen der Scham, um darin Klassenstrukturen lesbar zu machen (vgl. Linck 2016). Zugleich rekonstruiert Eribon, wie die Frage der Klasse im Gegensatz zu derjenigen der sexuellen Identität im Zuge eines ›neokonservativen‹ Gesellschaftsumbaus von der französischen Linken dethematisiert und schließlich fallengelassen worden sei. Die Leerstelle werde nun erfolgreich von rechts durch Begriffe von Volk und Territorium besetzt.

Innerhalb der Kulturwissenschaften werden die genannten Krisenbefunde zunehmend diskutiert. Ungeachtet der Behauptung, es habe sich am »Reck« der Kulturwissenschaft und ihrer Nachbardisziplinen »ausgeturnt« (Geisenhanslüke 2013: 118), wird bereits ein sozialer und politischer *turn* ausgelotet, der eine Reaktion auf den *cultural turn* in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts markieren soll (Brüns 2008; Stiemer et al. 2017). Gleichzeitig werden Vorbehalte gegenüber einer auf ›naive‹ Weise engagierten Forschung laut, die die Kontinuitäten und auch Innovationen der gegenwärtigen kulturwissenschaftlichen Kritik ignoriere. Wie also steht es um das Politische in den Kulturwissenschaften und was ist darunter jeweils zu

verstehen? An welchen Begriffen oder Gegenständen konkretisiert sich ihr politischer Wirklichkeitssinn? Vereiteln die vorherrschenden Methoden und Analysekategorien tatsächlich die Auseinandersetzung mit der gesellschaftlichen Wirklichkeit? Wurde über die Beschäftigung mit kulturellen Konstruktionen von Herkunft und Geschlecht der Begriff der Klasse aus den Augen verloren? Sollten demgegenüber die Kulturwissenschaften ihre Verbindungen zur Soziologie

aktualisieren? Oder braucht es gar einen grundlegenden ›socio-political turn‹, gerade auch angesichts der mehrfachen Krisenszenarien der Gegenwart? Welche Perspektiven hält dabei die Geschichte kulturwissenschaftlicher Forschung und Zeitdiagnostik bereit?

An Doris Bachmann-Medick und die sechs Respondent/innen geht unser herzlicher Dank für ihre Bereitschaft zu Stellungnahme und Dialog.

Jenseits der Konsensgemeinschaft – Kulturwissenschaften im ›socio-political turn‹?

Doris Bachmann-Medick

»I see cultural research as a kind of post-cultural studies, building on the competencies, achievements and aspirations of cultural studies but taking it into a more concretely social and practical direction« (Ang 2006: 188).

In einer ›Streitschrift‹ beklagten Wolfgang Maderthaler und Lutz Musner schon vor zehn Jahren, die Kulturwissenschaften hätten sich im Zeichen der Postmoderne auf das Symbolische und Textuelle reduziert. Dabei seien ihnen »die Kategorien des Sozialen, die Kategorien von Gesellschaft, Ökonomie, Politik et cetera schlicht abhanden gekommen« (Maderthaler/Musner 2007: 25, 29). An die Stelle der konkreten Wirklichkeitserfahrung sei deren symbolische Repräsentation getreten, an die Stelle des Realen dessen Simulation. Gegenwärtig hat sich die Lage in dieser Hinsicht noch ins Absurde verschärft: Statt realer Fakten macht sich die Rede von ›alternativen Fakten‹ breit, wird mit *fake news* argumentiert. Aus Sicht der Kulturwissenschaften erscheint dies alles wie eine verzerrte Folge ihres massiv übertriebenen Konstruktivismus entlang der Frage: Ist Realität doch nur eine Frage der Konstruktion?

Kritische Kulturwissenschaften – so schon Maderthaler und Musner – halten diese Frage jedoch nicht etwa gleich für einen Befund. Sie fordern vielmehr, »die Frage nach den Wechselwirkungen von Politik, Ökonomie und Kultur ebenso zu stellen wie jene nach der Übersetzung von sozial und wirtschaftlich ausdifferenzierten Lebenswelten in symbolische Sphären,

Diskurse und Praktiken« (115). Solche Forderungen nach einem *reaching out* der kulturwissenschaftlichen Forschung in gesellschaftliche Problemlagen hinein sind bis heute fast ungehört verhallt. Und doch lässt sich gut an sie anknüpfen, wenn gegenwärtig – über den wiederentdeckten Realitätssinn der neueren Evidenz- und Präsenzforschung noch hinaus (vgl. Lethen/Jäger/Koschorke 2016) – der Ruf nach einem stärkeren Gesellschaftsbezug der Kulturwissenschaften lauter wird.

Oder haben wir es in den angloamerikanischen *Cultural Studies* – nach der zumeist marxistisch orientierten Ära Stuart Halls – sowie in den ohnehin weniger politisierten deutschen Kulturwissenschaften etwa mit einer *post politics*-Situation zu tun? Gemeint ist eine Situation, in der »the political terrain to the sphere of consensual governing and policy-making« verengt wird, »centered on a technical, managerial and consensual administration (policing) of environmental, social, economic or other domains« (Swyngedouw 2011: 77). Entwerfen analog dazu nicht auch die Kulturwissenschaften ihre Theorien als Rahmenmodelle einer Konsensbildung, mit der die anstehenden Analyseprobleme leichter gemanagt werden können? Und entspräche dies nicht geradezu der Entwicklung der Universitäten zu Unternehmen mit klaren Managementstrukturen, Kommerzialisierungstendenzen und umfassenden Governancestrategien, wie dies vor zwanzig Jahren schon Bill Readings in seinem Buch *The University in Ruins* (1996) vorausschauend beschrieben hat?

Im Widerstreit mit solchen Tendenzen – man kann sie neoliberal nennen – muss sich die kulturwissenschaftliche Forschung den dringenden gesellschaftlichen Herausforderungen stellen. Globalisierung, Klimawandel, Migrationspolitik, Terrorismus, Finanzkrisen stehen hier beispielhaft für brisante Problemfelder, die eben nicht allein technische Problemlösungen verlangen, sondern vor allem auch kulturwissenschaftliche Reflexionen der involvierten Werte, Vorstellungen, Verantwortlichkeiten, Widerständigkeiten und Handlungsspielräume. Hierzu erscheint eine sozio-politische Öffnung der Kulturwissenschaften an der Zeit, welche die schon erwähnte Selbstreferentialität der Kulturwissenschaften hinter sich lassen müsste, d.h. ihre Übertreibung von Zeichenbezügen und Repräsentationen, ihre Rhetorik des Symbolischen, des Textuellen, ja ihren überspannten Konstruktivismus. Selbst dann aber stünde immer noch ein anderes Hindernis im Weg: die Selbstreferentialität der (Kultur-)Theorie. Diese besteht nicht bloß in der Abkoppelung der Kultur von der Gesellschaft. Sie besteht meines Erachtens auch darin, dass die widersprüchlichen Positionen und Konfliktlagen, die an den gesellschaftlichen Phänomenen aufbrechen, im analytischen Zugang durch ein Theoriegefüge kanalisiert werden, das eher auf Konsensbildung angelegt ist – selbst dann, wenn man nicht vereinheitlichenden Paradigmen folgt, sondern den Gleisen der Theorieschulen (Strukturalismus, Poststrukturalismus, Dekonstruktivismus, bis hin zum Posthumanismus), aber auch den wechselnden *turns*, welche die Theorieentwicklung der Kulturwissenschaften in den letzten Jahrzehnten geprägt haben.

Offensichtlich hat sich unbemerkt ein Konsensdruck eingeschlichen, der bei aller Differenzierungsfreude der Kulturwissenschaften doch auch komplexitätsreduzierend wirkt. In der Einigung auf Konstruktivismus und Anti-Essentialismus bestätigt sich diese Tendenz ebenso wie in der Abnutzung kritischer Methoden und Konzepte zu rituellen

Mantraformeln wie etwa der Intersektionalitäts-Triade von *race-class-gender* (vgl. Knapp 2005). Schreibt man z.B. bestimmten Phänomenen ›Hybridität‹ zu, dann erspart man sich damit, kulturelle Überlagerungen und Mischungen nach ihren einzelnen Strängen der Hybridisierung, ihren verschiedenen Schichtungen und internen Widersprüchlichkeiten genauer aufzufächern. Die theoretisch eingeführten Schlüsselbegriffe wie etwa Hybridität und Identität legen allzu leicht eine synthetisierende Anschauung nahe, die Konsensbildung und ›Meistererzählungen‹ den Weg bereitet. Damit hat die kulturwissenschaftliche Theorie- und Fachsprache einen Korridor geschaffen für möglichst störungsfreie Verständigung innerhalb verabredeter akademischer Begrifflichkeiten. Was dabei jedoch vernachlässigt wurde, ist eine begriffliche Phantasie, aber auch die Entwicklung eines objektnahen Begriffsrepertoires, um die unterschiedlichen Standpunkte und Selbstbezeichnungen der gesellschaftlichen Akteure hereinzuholen und von da aus kontroverse Problemeinschätzungen zu ermöglichen und zu schärfen. Dazu freilich wäre eine begriffs- und jargonkritischere und somit auch debattenfreudigere analytische Herangehensweise zu entwickeln, welche die Komplexität so zergliedert, dass sie eher den Blick öffnet auf abweichende Sichtweisen, auf widersprüchliche Interpretationsperspektiven, ja auf die unterschiedlichen »ways of worldmaking« (Nünning et al. 2010) mit ihren sozial eingebundenen Erzählsträngen.

Eine gesellschaftsbezogene Erweiterung der Kulturwissenschaften kann nur gelingen, wenn diese in der Theoriesphäre seit längerem eingespielte Konsensgemeinschaft wieder in Frage gestellt, aufgesplittert und neu organisiert wird. Das heißt freilich nicht: Trumpistische Aufspaltungen, Entfremdungen und Vereinfachungen innerhalb ein und derselben Gesellschaft mitzuvollziehen. Es heißt aber durchaus, solche Phänomene als Spitze eines Eisbergs kulturwissenschaftlich überhaupt erst einmal wahrzunehmen. Denn es wird immer wichtiger, Kulturen

nicht auf Überzeugungssysteme hin zu synthetisieren, sondern wahrzunehmen, welche unterschiedlichen Referenzsysteme in einer Gesellschaft am Werk sind, und darüber nachzudenken, in welcher Sprache sie von den Kulturwissenschaften adressiert und aktiviert werden könnten.

Wie aber ließe sich vermeiden, dass die gesellschaftlichen Vielschichtigkeiten und Widersprüchlichkeiten nicht im Durchgang durch die Gleisbildungen der Theorie eingeebnet werden und schließlich in einen theoretischen *mainstream* münden, der die tendenzielle Abkapselung der Kulturwissenschaften gegenüber den kulturellen und sozialen Phänomenen und Akteuren noch bestärkt? Verweisen die zunehmenden Anzeichen eines ›socio-political turn‹ *der* (nicht nur *in den*) Kulturwissenschaften auf einen gangbaren Weg?

›Socio-political turn‹ und *matters of concern*

Wie lässt sich ein ›socio-political turn‹ in den *humanities* und Sozialwissenschaften eigentlich positionieren? Es reicht nicht, ihn einfach als Neuzugang in die Kette der bestehenden *cultural turns* einzureihen. Vielmehr scheint ein tiefergreifender Wandel auf dem Weg zu sein, der mit einem veränderten Referenzhorizont der Kulturwissenschaften insgesamt einhergeht: waren es zunächst Transdisziplinarität, dann Transkulturalität und weitere Trans-Erscheinungen (vgl. Brubaker 2016), so wird neuerdings der Fokus verstärkt auf Transgression in die Gesellschaft gelegt: es sind Grenzüberschreitungen in disziplinärer, kultureller, nationaler und vor allem in vertikaler Richtung, d.h. in andere Problem-, Diskurs- und Handlungsebenen hinein. Was sich nun abzeichnet, könnte man transgressive Kulturwissenschaften nennen.

In ähnlicher Richtung hat die Kunsthistorikerin Claire Bishop schon vor gut zehn Jahren die Wende-Formel eines ›social turn in contemporary art‹ (Bishop 2006) eingeführt, sie zugleich aber auf den Prüfstein gestellt: Die gezielt sozial-politische

Ausrichtung der Gegenwartskunst – deren Öffnung hin zu Kollektivität, Kollaboration und direktem sozialen Engagement, insbesondere als Intervention in lokale Handlungszusammenhänge – führe allzu leicht zu einer auf Kreativwirtschaft beruhenden neoliberalen, marktangepassten Form der Partizipation. Eine kritisch umgedeutete »participatory art« (Bishop 2016) hielte dagegen an der Eigenmacht ihrer ästhetischen Qualitäten fest. Könnte man sich in diesem umgedeuteten Sinn auch ›partizipatorische‹ Kulturwissenschaften vorstellen, die ebenfalls ausdrücklich zu ihren eigenen Analysewerkzeugen greifen – um mit ihnen soziale Bedingungen und Herrschaftsverhältnisse überhaupt erst thematisierbar zu machen? Müssen wir aber nicht auch dann den Elfenbeinturm verlassen?

Diese Frage findet mit dem Gestus des sozialen Selbstverständnisses immer leicht Zustimmung – nicht selten jedoch erweist sich dieser Gestus dann doch nur als ein performativer Akt von »cultural studies chic«. So jedenfalls die scharfe Beobachtung der australischen *Cultural Studies* Forscherin Ien Ang:

»It is fair to say that as an intellectual practice confined almost exclusively within the academy, cultural studies is by and large seriously disengaged from the messy realities of social and political struggles of the day. Too often what is presented as radical or transgressive is no more than discursive posturing, performed as a kind of what Slavoj Žižek calls ›cultural studies chic« (Ang 2006: 185).

Auch ein solcher Veränderungsgestus scheint nämlich leicht in die Konsensbahnen einzuschwenken, die von den Kulturwissenschaften als einem Überzeugungssystem bereitgestellt werden.

Also alles nur Rhetorik? Wo und wie sollte man stattdessen ansetzen? Sollte man sich eher in die Tradition von Stuart Hall und Edward Said einreihen und eine ›weltbezogene‹ intellektuelle Praxis vorantreiben, ein *worlding of theory*? In diesem Horizont

setzt Lawrence Grossberg im Titel der Einleitung zu seinem Buch *Cultural Studies in the Future Tense* einen noch schärferen Akzent: »We All Want to Change the World« (Grossberg 2010: 1). Ein *worlding* der Kulturtheorie sollte sich mit einer derart umfassenden Weltveränderungsgeste aber auch nicht überfordern. Vielleicht würden kleinere Schritte die Kulturwissenschaften weiter voranbringen: indem sie beschreiben, analysieren, mit der Entwicklung kritischer operativer Konzepte, alternativer ›Erzählungen‹ und Gegengedächtnisse eher indirekt auf die Umgestaltungsmöglichkeiten von Wirklichkeitsverhältnissen einwirken und dabei Machtabhängigkeiten herausarbeiten: »Cultural studies explores the historical possibilities of transforming people's lived realities and the relations of power within which those realities are constructed« (Grossberg 2010: 8).

Setzen wir also indirekter an und lassen einen ›socio-political turn‹ bereits auf dem Feld der Theorie beginnen: indem wir Gelenkstellen markieren, an denen Anschlüsse von Konzepten, Theorien und Ideen an gesellschaftliche Problemfelder stattfinden können. Das entspricht zwar noch keineswegs dem aktivistischen Prinzip eines Forschens ›mit‹ statt Forschens ›über‹, wie es die neueren Area Studies betonen (vgl. u.a. Freitag/von Oppen 2005: 5f.). Aber es ist doch ein unverzichtbarer Vermittlungsschritt: Anschlussstellen zu identifizieren, Relationen zu erkennen, neue Verknüpfungen zu bilden, die man nicht auf den ersten Blick erkennt, sondern eben erst durch kulturwissenschaftliche Analysen, so etwa durch Intersektionalitätsforschung oder durch postkoloniales Aufdecken von Machtverhältnissen und Ungleichheiten. Ein derart relationaler Forschungsansatz erinnert an Lawrence Grossbergs »claim of contextuality« (Grossberg 2010: 20ff., 140ff., 169ff.). Damit sind vor allem Anschluss-Kontexte freizulegen, über welche auch die großen gesellschaftlichen Zukunftsherausforderungen lokalisiert und von da aus handhabbar gemacht werden können, seien es Klimawandel,

Altern, digitale Überwachung, Terrorismus, Migrationsprozesse und weltpolitische Konfliktlagen. Es sind gerade die gezielten kulturwissenschaftlichen Grenzüberschreitungen – hin zu Kunst und Musik, aber auch zu den Regionen des Ökonomischen –, die über die Konzeptualisierungsimpulse solcher Kontaktzonen neue gesellschaftliche Wahrnehmungsformen freisetzen.

Wenn beispielsweise Migration in künstlerischen Installationen oder Videos zur Anschauung gebracht wird, werden deutlich andere, affektive und erfahrungsnähere Wirklichkeitsbezüge angesprochen als in einer nüchternen wissenschaftlich-begrifflichen Analyse. Und wiederum wichtige Übersetzungsprozesse kommen in Gang, wenn eine der brennendsten weltpolitischen Problemregionen, das Konfliktfeld zwischen Israel und Palästina, auf einer ungewohnten Ebene zugänglich gemacht wird: in einem ausdrücklich kulturwissenschaftlich konzipierten Projekt des Zusammenwirkens von israelischen und palästinensischen Musiker/innen – so in der jüngst eröffneten Barenboim-Said-Akademie in Berlin, basierend auf dem 1999 gegründeten West-Eastern Divan Orchestra.

Eine noch ganz andere Form der kulturwissenschaftlichen Grenzüberschreitung findet statt, wenn sich neuerdings die Kulturwissenschaften zu Ökonomie und Management hinwenden und umgekehrt die Management Studies zu den Kulturwissenschaften (vgl. Bachmann-Medick 2017). Aber auch hier geht es um eine sozio-politisch relevante Aufgabe: um ein Durchleuchten der verbreiteten (nicht selten reduktionistischen) Ökonomievorstellungen, ihres Verständnisses von Werten, von Management, von kulturellen Hierarchien und Machtasymmetrien in den weltweiten Markt- und Marketingverhältnissen. Mit solchen unterschiedlichen Formen der Grenzüberschreitung betreten die Kulturwissenschaften längst nicht mehr nur interdisziplinäres Terrain. Sie setzen sich vielmehr einer Auseinandersetzung über gesellschaftliche und wirtschaftliche *concerns* aus, die

eine Haltung von Verantwortlichkeit und Ethik in der kulturwissenschaftlichen Forschungspraxis und Analyse unverzichtbar macht.

Der Gesellschaftsbezug, ja die gesellschaftliche Relevanz der Kulturwissenschaften entscheidet sich also nicht erst in der praktischen Intervention und Umsetzung, sondern ganz klar bereits auf der Ebene der eigenen kulturwissenschaftlichen Konzept- und Theoriearbeit. Richtungweisend ist die Verlaufsstruktur der Theoriewenden selbst (dazu allgemein Bachmann-Medick 2014: 26f.). Dies zeigt sich exemplarisch an der Herausbildung des *spatial turn*: Raum und Räumlichkeit markieren hier zunächst einen neu fokussierten Untersuchungsgegenstand, werden dann jedoch meist inflationär, als bloße Metaphern verwendet. Eine Raumwende kommt aber erst zustande, wenn konkrete raumbezogene Analysekategorien entwickelt werden und ein epistemologischer Sprung geschieht – hin zu *spatial thinking*. Soweit die übliche Verlaufsstruktur. Bemerkenswert ist hier aber die noch weitergehende sozio-politische Drehung: das Ausgreifen der kulturwissenschaftlichen Analyse auf gesellschaftliche *concerns* der Raumpolitik – verkörpert etwa in solch engagierten Konzepten wie »spatial justice« und »rights to the city« (vgl. Soja 2010).

Im Sinn dieser letzten Stufe der Entwicklung nicht nur des *spatial* sondern auch anderer *turns* ließe sich an Bruno Latours Vorschlag anknüpfen, von den Science Studies aus eine neue Form des Empirismus stark zu machen: indem man gerade nicht bloße »matters of fact« als Referenzpunkte nimmt, sondern vielmehr »matters of concern« (Latour 2004: 231). Auch die Kulturwissenschaften könnte dies dazu anstoßen, *matters of concern* auszumachen und damit die Bahnen der Theorie den eher kontroversen, konfliktreichen Gesellschaftsszenarien auszusetzen. Dabei sind die Untersuchungsgegenstände – im Unterschied zu bloßen *matters of fact* – in ihrer hochkomplexen Assemblage als gesellschaftliche Anliegen wahrzunehmen und ernstzunehmen, d.h. in ihrer Einbindung

in historische und soziale Praxiszusammenhänge, in die ein ganzes Ensemble/Kollektiv von menschlichen und nichtmenschlichen gesellschaftlichen Akteuren einbezogen wird – mit ihren sehr verschiedenen Motivationen, Interessen, Affekten, Imaginationen usw. Die Aufmerksamkeit dreht sich also weg von der Konsensgemeinschaft und Selbstbestätigung der Theorie hin zur sozialen Adressierung und zum Involviertsein der beteiligten Subjekte und Objekte.

Ansatzpunkte transgressiver Kulturwissenschaften

Matters of concern – als Bezugspunkte kulturwissenschaftlicher Forschung taugen sie nicht, solange man sich nur in einer rhetorischen oder gar romanisierenden Geste zu ihnen bekennt. Müssten nicht stattdessen deutlichere Vermittlungsschritte ausdifferenziert werden? Um mit dem schwierigsten Schritt anzufangen: Dies wäre der Versuch, durch konkrete Interventionen und Übergriffe in gesellschaftliche Prozesse und Praxisverläufe die kulturwissenschaftliche Theorie aus der Konsensgemeinschaft herauszuführen. Schon das Expertenwissen wird dabei öffentlich herausgefordert, indem die Fachsprache zum Zweck einer gemeinsamen Wissensgewinnung massiv auf die Probe der allgemeinen Verständigung gestellt wird – wie im übrigen bereits in den Ansätzen einer dialogischen Anthropologie, die in den 1970er-Jahren schon den Versuch einer kollektiven gesellschaftlichen Verständigung über kulturelle Bedeutungen gemacht hat.

An solche Versuche, an ihr Gelingen und Scheitern, ließe sich anschließen, wenn gegenwärtig transgressive kulturwissenschaftliche Projekte verfolgt werden, z.B. in der Arbeit mit Geflüchteten – wobei die Rückbindung an praktische lokale Initiativen als Ausgangspunkt für kulturwissenschaftliche Analysen sicherlich am weitesten führt. Die lang geübte kulturwissenschaftliche Kategorienreflexion von Fremdheit und Integration, von Multikulturalität

und Vielsprachigkeit stößt hier auf Realitäten, erfährt im Forschen ›mit‹ statt Forschen ›über‹ eine große Herausforderung, nicht zuletzt als Härtestest für die Fachsprache und den kulturwissenschaftlichen Jargon. Eine Vielzahl von Projekten stellt sich dieser Herausforderung, wobei nicht nur die beispielhaften Aktivitäten der ›Geschichtswerkstätten‹ seit den 1980er-Jahren bemerkenswert sind. Neuere Initiativen richten sich unter anderem auf die Erprobung von Theater-Techniken im Sprachunterricht mit Geflüchteten, auf die Diskussion von kulturwissenschaftlichem Wissen in der interkulturellen Krankenhausarbeit (Tabus, Gesundheitsvorstellungen, religiöse Widerstände gegen Behandlung usw.), auf *living knowledge*-Projekte, auf Museumsarbeit mit und durch Flüchtlinge sowie auf juristisch-kulturwissenschaftlich untermauerte Refugee Law Clinics. Weitere konkrete Anzeichen eines ›socio-political turn‹ über die akademische Sphäre hinaus gibt es etwa im Kontext des von Ian Ang näher beschriebenen »turn toward community engagement« (Ang 2006: 194) (am Beispiel des australischen Centre for Cultural Research in Sydney), aber auch der *public humanities* in den USA, nicht zu vergessen die vielfältigen Ansätze hierzulande, so etwa das Museumsprojekt Multaka, das mit (syrischen) Flüchtlingen als Museumsführer im Museum für Islamische Kunst in Berlin zusammenarbeitet oder die vom GCSC in Gießen veranstalteten Versuche öffentlicher Wissenschaftskommunikation: Werkstattgespräche als partizipatorischem Raum der Erarbeitung kulturwissenschaftlichen Wissens, z.B. im Feld der Migration. Für all diese Ansätze ist kennzeichnend, dass sie auf die lokalen Verhältnisse und Aktivitäten abgestimmt sind, in denen Umgangssprachen zur Geltung kommen. Sie operieren besonders wirkungsvoll auf einer *small-scale*-Ebene, während sich die *macro-scale* taugliche wissenschaftliche Analysesprache eher auf die übergreifenden Globalisierungsprozesse richtet.

Der Gesellschaftsbezug der Kulturwissenschaften besteht jedoch nicht vorrangig in derartigen

politisch-aktivistischen Transgressionen. Als Kulturwissenschaftler/innen sollten wir nicht zuletzt unser eigenes Metier einer Beobachtung zweiter Ordnung ausschöpfen, die reflexive und selbstreflexive Ebene also, um dort neue Begriffsbildungen und operative Konzepte zu entwickeln. Der Falle einer Reifikation der Begriffe wie Identität, Differenz usw., in die man bei zu unmittelbarer gesellschaftlicher ›Umsetzung‹ läuft, ließe sich am besten entgehen, wenn man einen Schritt der ›Übersetzung‹ dazwischen legt (zu Kulturwissenschaften als Übersetzungswissenschaften in diesem Sinn vgl. ausführlicher Bachmann-Medick 2011). Immerhin können von hier bereits Veränderungsimpulse ausgehen, sofern wir unseren theorieuntermauerten konsensorientierten Habitus aufgeben, um stattdessen Translationsgelenkstellen zu markieren, an denen von unterschiedlichen Aktionsebenen aus, von der Wissenschaft wie von der gesellschaftlichen Handlungssphäre, Eingriffsmöglichkeiten nahegelegt werden.

Da ist vor allem das Herausarbeiten gesellschaftlich relevanter Themenbrennpunkte und *concerns* (wie der schon erwähnte Klimawandel). Aber auch hier sollte es gerade nicht nur darum gehen, neue theoriegesättigte Problemrahmen aufzustellen. So führt es nicht weiter, nur auf der Makroebene mit einem generellen Problemrahmen wie etwa dem des ›Anthropozän‹ zu argumentieren. Denn allzu leicht schwenkt man auch hier in einen kulturwissenschaftlichen Konsensdiskurs ein, der dann doch wieder existierende Differenzen überschreibt, seien es soziale Ungleichheiten, unterschiedliche Werte und Einstellungen zum Klimawandel, Ängste und Visionen der Betroffenen, Marginalisierungen oder Machthierarchien in den unterschiedlichen Regionen der Welt (vgl. Neimanis et al. 2015). Erst kürzlich hat Dipesh Chakrabarty daran erinnert, dass der Diskurs des Anthropozäns selbst nur bei bestimmten, überwiegend westlichen Intellektuellen überhaupt angekommen ist (Chakrabarty 2017: 10f.) – also auch

hier ist Vorsicht geboten, einen ›socio-political turn‹ als Folge bestimmter gesellschaftlicher Krisendiskurse global zu verallgemeinern.

Zusammenfassend lässt sich vorläufig festhalten: Kulturwissenschaften können analysieren und neu benennen. Sie identifizieren und diagnostizieren Wirklichkeitsverhältnisse, z.B. die Situation von Geflüchteten, und eröffnen damit alternative Sichtweisen und Blickwinkel, die zu Veränderungen im Handeln führen können. Die kulturwissenschaftliche Theorie hat dabei das Potential, Gelenkstellen zu markieren, von denen Übersetzungsprozesse in gesellschaftliche Kontexte hinein ausgehen können. Wie ein solches Potential auch angesichts historischer Untersuchungsfelder zur Geltung gebracht werden könnte, müsste noch gezielter diskutiert werden – schließlich sind Kulturwissenschaften keine bloßen Gegenwartswissenschaften.

Kulturwissenschaften vollziehen jedenfalls keineswegs nur dadurch einen ›socio-political turn‹, dass sie ein aktivistisch-politisches Programm verfolgen.

Vielmehr stellen sie Bedingungen der Möglichkeit für politisch-soziale Positionierung her, nicht zuletzt auch für transnationale Auseinandersetzungen über Kultur und Kulturpolitik im Zeichen von Globalisierung. Dabei interessieren sie sich gerade nicht für die bloße Konstellation der Wirklichkeitsphänomene (*matters of fact*), sondern auch für die Haltungen, Einstellungen, Ängste, Vorstellungen, Träume, Visionen, Affekte und Hoffnungen, mit denen diese verknüpft sind und die sie überhaupt erst zu *matters of concern* machen. Von daher sind die Kulturwissenschaften unweigerlich dazu herausgefordert, sich mit den Menschen, die sie ›untersuchen‹, selbst zu befassen. Dies verlangt am Ende eine quasi ethnographische und zugleich ethisch reflektierte Herangehensweise, welche keinesfalls die akademische Sphäre insgesamt verlassen muss, wohl aber die Schonräume eines verengten theoretischen Einverständnisses – relational ausgerichtet, nach Möglichkeiten einer kollaborativen Forschung zumindest Ausschau haltend und immer fragend: Wer sind die anderen, die und mit denen man (er)forscht? Und wer setzt die Forschungsmaßstäbe?

Michael C. Frank

1.

Mit ihrem Plädoyer für eine »gesellschaftsbezogene Erweiterung der Kulturwissenschaften« knüpft Doris Bachmann-Medick an einen programmatischen Aufsatz Ien Angs an, die eine entsprechende Neuorientierung bereits 2006 für die anglophonen *Cultural Studies* forderte. Es lohnt sich in meinen Augen, beide Texte gegenüberzustellen, da sich auf diese Weise die Position Bachmann-Medicks kontrastiv schärfer konturieren lässt. Zugleich treten einige offene Punkte zutage, zu denen ich die Autorin gerne befragen würde.

Allen Erfolgen der *Cultural Studies* in der englischsprachigen Welt zum Trotz zeichnet Ien Ang das Bild eines Faches, das von einem »persistent sense of crisis« (Ang 2006: 184) geplagt sei. Das vermeintliche Unbehagen in den Kulturwissenschaften führt Ang unter anderem darauf zurück, dass dieses Fach von jeher – zumindest dem eigenen Selbstverständnis nach – ausgesprochen politisiert sei, es gleichzeitig aber von (vollaufberechtigten) Zweifeln an der eigenen gesellschaftlichen Relevanz umgetrieben werde. Ang

schreibt: »[C]ultural studies' *sentiment* has always been overwhelmingly on the side of the subaltern, the subordinate, the marginalized« (184). Die Frage sei nur, so Ang weiter, ob mit diesem Anspruch ein tatsächlicher politischer Beitrag einhergehe. Erst an dieser Stelle wird deutlich, dass Ang keineswegs eine rein fachimmanente Krise beschreibt, sondern dass sie hochschulpolitische Gegebenheiten vor Augen hat. Sie erinnert an die Tatsache, dass Universitäten zunehmend neoliberalen, unternehmerischen Zwängen ausgesetzt sind, wobei die über Fördermittel entscheidenden Qualitätskriterien – in Großbritannien ebenso wie in Australien, wo Ang unterrichtet – mittlerweile ganz selbstverständlich auch den außeruniversitären »impact« von Forschung beinhalten, sprich: die Wirkung, die über die Grenzen des akademischen Diskurses hinaus erreicht wird. Der australische Forschungsrat (ARC) erwartet gar einen »national benefit« (186). Ang fordert nun, aus der Not eine Tugend zu machen und den äußeren Zwängen nicht mit Widerstand zu begegnen (der ohnehin zwecklos wäre), sondern mit Kreativität. Darin nämlich stecke eine Chance: Der Ruf der *Cultural Studies*, sie produzierten nur nutzloses Wissen, könne auf diesem Wege korrigiert werden – womit Ang ihrem Neuentwurf der Kulturwissenschaften eine pragmatisch-funktionalistische Wendung gibt (die in Bachmann-Medicks deutlich idealistischerem Vorhaben fehlt).

Doch worin genau soll der geforderte Dienst an der Gesellschaft bestehen? Ien Ang verweist exemplarisch auf die Aktivitäten des Centre for Cultural Research an der University of Western Sidney, wo sie seit 1996 Professorin ist. »Kulturforschung« nimmt dort die Gestalt von *community engagement* an – im Rahmen von Kooperationen mit diversen universitätsexternen Institutionen und Akteuren, die für das kommunale und städtische (Zusammen-)Leben verantwortlich sind oder es kulturell gestalten. Gemeinsam mit diesen unterschiedlichen Partnern versuchen sich die Vertreter/innen der *Cultural Studies* an der Bewältigung

alltäglicher gesellschaftlicher Herausforderungen (von den Auswirkungen des Rucksacktourismus auf Wohngegenden in Strandnähe bis hin zur Frage danach, wie sich Krankenhäuser auf ihre zunehmend multi-ethnische Patientenschaft einstellen können). Dabei bringen die beteiligten Wissenschaftler/innen nicht bloß eine bereits bestehende Expertise zum Einsatz, sondern nutzen die jeweils bearbeiteten Problemfelder dazu, das eigene Theorierepertoire zu überprüfen und anhand des gewonnenen empirischen Materials weiterzuentwickeln. Dergestalt, so Angs Fazit, lasse sich ein ökonomischer Zwang in eine gleichermaßen intellektuelle wie politische Chance verwandeln.

Aus deutscher Perspektive stellt sich angesichts dieser Ausführungen die Frage nach der Übertragbarkeit der von Ien Ang formulierten Diagnosen und Empfehlungen auf die hiesige Situation. Liegen hierzulande nicht vollkommen andere institutionelle Voraussetzungen und Anforderungen vor? Ang ist seit nunmehr zwei Jahrzehnten Professorin für *Cultural Studies*, ein Fach, das an deutschsprachigen Universitäten nicht in vergleichbarer Weise Fuß gefasst hat. Zwar hat sich das Label »Kulturwissenschaften« als neuer Über- und Sammelbegriff für bereits bestehende Disziplinen innerhalb der (ehemaligen) Geistes- und Sozialwissenschaften etabliert oder ist Einzeldisziplinen ergänzend hinzugefügt worden, die *Cultural Studies* im engeren Sinne haben jedoch oftmals nur den Status einer Zusatzqualifikation, die man den Vertreter/innen der etablierten Stammfächer abverlangt, als etwas, das sie ebenfalls noch beherrschen und in Forschung und Lehre abdecken sollen, ohne dass man es als genuine Kernkompetenz einfordern und auch anerkennen würde. Im deutschsprachigen Kontext ist Doris Bachmann-Medick als Literaturwissenschaftlerin, die mittlerweile dezidiert und schwerpunktmäßig als Kulturwissenschaftlerin wirkt, eine Ausnahmeerscheinung (was mit dem besonderen Status des Gießener International Graduate Centre for the Study of Culture zusammenhängt). Meine erste Frage an sie lautet

daher: An wen genau richtet sie ihren Appell? Ang schickt sich an, eine eigene Disziplin mit dem Namen *Cultural Studies* in eine neue Bahn zu lenken – und eben nicht nur ein von verschiedenen Disziplinen aus beackertes Forschungsgebiet. Wie aber könnte das geforderte »*reaching out* der kulturwissenschaftlichen Forschung in gesellschaftliche Problemlagen hinein« in der hiesigen universitären Landschaft aussehen, wo die kulturwissenschaftliche Forschung (noch) nicht in gleichem Maße einem Nützlichkeitsdiktat unterliegt, und wo den beteiligten Fächern (wie zum Beispiel meinem eigenen, der Anglistik) von Haus aus andere Dinge abverlangt werden als ›Kulturforschung‹ in dem von Ang beschriebenen Sinne?

2.

Es ist sicherlich kein Zufall, dass das von Ang als ultimative Problemlösung gepriesene kommunale Engagement für Bachmann-Medick nur *eine* Variante der »transgressiven« kulturwissenschaftlichen Forschung darstellt. Gemäß Bachmann-Medick muss die geforderte »sozio-politische Öffnung der Kulturwissenschaften« auch und vor allem auf der Ebene des wissenschaftlichen Diskurses selbst vonstattengehen. Dort nämlich sieht sie solipsistische Tendenzen am Werk, welche die Kulturwissenschaften ihres epistemologischen Potentials zu berauben drohen. Wie Bachmann-Medick einleitend konstatiert, sind die Kulturwissenschaften heute weitgehend abgeschotet gegenüber »Wirklichkeitserfahrung«, da sie sich einem »massiv übertriebenen« bzw. »überspannten Konstruktivismus« verschrieben haben, aus dessen Perspektive alles bereits als »symbolische Repräsentation« erscheint. Aufgrund dieses mangelnden Realitätsbezugs habe der kulturwissenschaftliche Diskurs eine selbstreferentielle, zirkuläre Struktur angenommen, dem das Korrektiv einer Konfrontation mit tatsächlichen gesellschaftlichen Problemen fehle. Dem schließt Bachmann-Medick die Diagnose eines

»Konsensdruck[s]« an. Gemeint ist die Neigung, sich vorschnell auf theoretische Prämissen und Modelle zu einigen und diese dem untersuchten Material gleichsam unterzuschieben, anstatt umgekehrt die betrachteten Phänomene zum Anlass zu nehmen, das eigene konzeptuelle Repertoire einem *reality check* zu unterziehen.

Mit *reality check* scheint mir Bachmann-Medicks zentrale Empfehlung treffend beschrieben zu sein. Die geforderte Öffnung der Kulturwissenschaften soll sich ihrer Auffassung nach primär in einer Verabschiedung festgefahrener wissenschaftlicher Denk-, Seh- und Sprechgewohnheiten manifestieren. Unser Blick auf die »dringenden gesellschaftlichen Herausforderungen« ist demzufolge durch Theoriekonstrukte wie ›Hybridität‹ verstellt, an denen wir festhalten, um eine möglichst reibungsfreie Kommunikation innerhalb des eigenen Diskurses zu gewährleisten. Erst wenn wir aufhören, uns störenden Elementen von außen zu verschließen, kann eine Revision unseres »theorieuntermauerten konsensorientierten Habitus« erfolgen – und der wissenschaftliche Diskurs sein epistemologisches Potential zurückgewinnen. Im Idealfall wird er dann zu einem Impulsgeber, der seinerseits auf die soziale Wirklichkeit zurückwirkt.

Hier lässt sich freilich einwenden, dass die Projekte Angs und Bachmann-Medicks ja ihrerseits genau darin bestehen, einen (neuen) Konsens herzustellen. Schließlich fordern beide ein kollektives Umdenken und versuchen, möglichst viele Fachkolleg/innen hinter sich zu vereinen. Mehr noch, sie plädieren für eine grundlegende Neuausrichtung einer gesamten *scientific community*. Ferner könnte man Bachmann-Medick vorwerfen, dass sie ihres Zeichens den monierten Denk- und Sprechgewohnheiten verhaftet bleibt, wenn sie an zwei Stellen gleichlautend von »Anzeichen eines ›socio-political turn‹« spricht. Ist es inzwischen nicht zum akademischen Habitus geworden, den jeweils gewählten Ansatz im Sinne einer breiteren theoretisch-methodischen

Neuorientierung zu präsentieren? Das verleiht dem eigenen Beitrag ein größeres Gewicht – die Selbstverortung innerhalb einer Wende birgt stets ein gewisses Innovationspathos in sich – und hat überdies nicht zu unterschätzende arbeitsökonomische Effekte, die der größeren Schnellebigkeit von Forschungstrends und der verkürzten Haltbarkeitsdauer wissenschaftlicher Studien Rechnung trägt: Wenn alles neu ist, dann erübrigt sich der zeitaufwendige und mühsame Blick in die Vergangenheit, wo Ähnliches womöglich durchaus schon versucht worden ist. Darüber hinaus stellen *turns* – obgleich sie den Charakter von »Differenzierungsimpulsen« (Bachmann-Medick 2014: 9) haben, wie Bachmann-Medick anderswo so erhellend darlegt – insofern selbst einen »Konsensdiskurs« dar, als sie das Einzelne zum Bestandteil eines größeren Ganzen machen und scharfe Grenzen zu einem Anderen, vermeintlich Überholten ziehen. Ist die Proliferation von *turns* nicht ihrerseits Ausdruck jener »Tendenzen«, von denen Bachmann-Medick einleitend sagt, man könne sie »neoliberal nennen« – das Übergreifen einer Drittmittelantragsrhetorik (die das eigene Tun gegenüber potentiellen Geldgebern legitimiert) auf den wissenschaftlichen Diskurs?

Meine zweite und abschließende Frage an die Verfasserin betrifft dementsprechend ihre Aussage: »Es reicht nicht, [besagten ›socio-political turn‹] einfach als Neuzugang in die Kette der bestehenden *cultural turns* einzureihen.« Wie Bachmann-Medicks Buch über *cultural turns* überzeugend argumentiert, haben derartige Neufokussierungen nicht den Status einer »Mega-wende« (Bachmann-Medick 2014: 7), sondern bleiben allesamt dem *cultural turn* verpflichtet, der wiederum im Fahrwasser des *linguistic turn* verharret.

Das als *linguistic turn* bekannt gewordene Phänomen bildet demzufolge den Rahmen, innerhalb dessen sich der *cultural turn* und alle weiteren Akzentverschiebungen abgespielt haben und weiter abspielen. Möchte Doris Bachmann-Medick mit dem ›socio-political turn‹ nun diesen Rahmen selbst verlassen? Ihr einprägsamer Buchtitel *Kultur als Text* von 1996 fasst die Abhängigkeit des *cultural turn* vom *linguistic turn* prägnant zusammen: Für die *Cultural Studies* ist Kultur ein System der Bedeutungsproduktion mittels Zeichen (»the production of meaning through language« [Du Gay et al. 1997: 13]), wie Stuart Hall und seine Koautor/innen zu Beginn ihrer einflussreichen Walkman-Studie betonen, weshalb dem Repräsentationsparadigma in einem weiteren, im selben Jahr erschienen Buch Halls zentrale Bedeutung eingeräumt wird (vgl. Hall 1997). Soll mit der Abkehr von diesem fundamentalen Ausgangspunkt der (klassischen) *Cultural Studies* eine Art *Cultural Studies 2.0* ins Leben gerufen werden, welche die aus dem *linguistic turn* erwachsene »Übertreibung von Zeichenbezügen und Repräsentationen« samt der damit einhergehenden »Rhetorik des Symbolischen, des Textuellen« ein für allemal »hinter sich [lässt]«? Dies würde dann allerdings der Auffassung widersprechen, dass sich die Kulturwissenschaften als Nebeneinander (und eben nicht als striktes Nacheinander) komplementärer *turns* präsentieren. Und wie mir scheint, kann gerade ein Phänomen wie die mehrfach zitierte Flüchtlingskrise (vom eingangs erwähnten Trumpismus ganz zu schweigen) am besten arbeitsteilig betrachtet werden, mit Blick *sowohl* auf die widerständigen Realitäten *als auch* auf die sie überformenden diskursiven Konstruktionen (sprich: Repräsentationen).

Christina von Braun

Der Beitrag von Doris Bachmann-Medick lässt mich ein wenig ratlos: Entweder er rennt offene Türen ein; dann hätte es nicht der Aufforderung bedurft, dass sich die Kulturwissenschaft (als Pflanze der Berliner Kulturwissenschaft verwende ich den Begriff lieber im Singular) von ihrem zirkulären Diskurs ohne gesellschaftliche Relevanz verabschiedet. Oder aber ich lebte bisher in einer anderen Welt und hatte eine andere Vorstellung von dem, was die Kulturwissenschaft kann und tut. Der Vorteil dieses disziplinären Zugriffs – ich verwende ausdrücklich nicht den Begriff ›Disziplin‹, weil er sich auf die Kulturwissenschaft nur begrenzt anwenden lässt – bestand für mich von Anfang an darin, verborgene Motive oder den unbewussten Motor zu erkennen, die hinter politischen, sozialen oder historischen Entwicklungen stehen. Meine Beschäftigung mit der Geschichte des Alphabets erwuchs aus dem Bedürfnis, die medizinischen Theorien über die Hysterie zu verstehen; die Einblicke, die ich mir in Religionsgeschichte und theologische Dogmen verschaffte, entstanden mit der Arbeit an der Geschichte des Antisemitismus; mein Interesse für die Zeichensysteme führte mich schnurstracks zur Geschichte des Geldes, ökonomischer Theorien und deren sozialer und politischer Auswirkungen. Andersherum habe ich die hochpolitisierte Debatte über das Kopftuch durch kulturhistorische Dimensionen auf eine andere Ebene zu bringen versucht. Insofern ist mir die Vorstellung eines fehlenden Gesellschaftsbezugs der kulturwissenschaftlichen Forschung schlicht fremd. Gewiss, es mag ihn bei einigen Autoren und Autorinnen geben, aber es sind nicht die, von denen ich am meisten gelernt habe.

Tatsächlich habe ich die Kulturwissenschaft immer als ein Feld verstanden, das entweder politische Ereignisse und Entwicklungen oder unterschiedliche ›konkrete‹ Forschungsergebnisse aus den Fächern

Geschichte, Soziologie, Ökonomie, Medizin und Naturwissenschaften aufgreift und durch eine kulturwissenschaftliche Brille zu lesen versucht. Was ist das: eine kulturwissenschaftliche Brille? Sie erlaubt es, historische und aktuelle Entwicklungen unterschiedlicher Gebiete als zusammenhängend zu denken. So wird etwa erkennbar, dass es immer enge Querverbindungen zwischen dem Wandel medizinischer Erkenntnisprozesse und kunsthistorischen Entwicklungen gab: Da beide mit veränderten (und veränderlichen) Paradigmen des Sehens zu tun haben, wäre das Gegenteil auch überraschend. Eben weil die Kulturwissenschaft auf so vielen anderen Gebieten ›wildert‹ (was ihr ja auch oft zum Vorwurf gereicht), gelingt es ihr, unterschiedliche Forschungszugänge miteinander zu verbinden und zum Beispiel zu zeigen, dass es des Papiergeldes (Zeichensystem schlechthin) bedurfte, bevor gesellschaftlich relevante Theorien wie die von Karl Marx und Friedrich Engels formuliert werden konnten. Weil sie ›die Kultur‹ fokussiert, kann die Kulturwissenschaft deutlich machen, dass es *Kultur*techniken wie Pflug, Tierzucht, Ackerbau waren, die soziale Hierarchien schufen, und dass diese – dank einer weiteren Kulturtechnik: der Schrift – theologisch legitimiert wurden. Einem Blick, der ausschließlich die sozialpolitischen Verhältnisse im Auge hat und den Kulturtechniken eine marginale Bedeutung beimisst, entgeht dieser Zusammenhang notwendigerweise. Selbst der Begriff des Anthropozäns, der heute aus ökologischer und ökonomischer Sicht von kaum zu übersehender gesellschaftlicher Relevanz ist, macht nur Sinn, wenn man sich die historische Polarisierung von Kultur und Natur vergegenwärtigt und versteht, dass der Mensch in dieser Gegenüberstellung ein Synonym für Kultur ist. Dass er dabei die Möglichkeit schuf, sowohl mehr Menschen zu ernähren als auch zu töten, ist Teil desselben Erkenntnisvorgangs.

Andersherum formten die menschengeschaffenen Kulturtechniken auch den Menschen selbst. Das beste Beispiel dafür sind die monotheistischen Religionen. Gott, so sagt die Religion, hat den Menschen erschaffen. Aber es ist schon seltsam, dass sich dieser Gott ausgerechnet in dem historischen Moment offenbart, in dem ein neues, vom Menschen geschaffenes Werkzeug, nämlich das Alphabet, erfunden worden war. Keine andere Gottesvorstellung hat so tief in die Geschichte der Menschheit eingegriffen wie der Monotheismus, doch die Entstehung dieses Gottglaubens wurde erst denkbar, nachdem der Mensch (oder die Kultur) dieses körperferne Schriftsystem bereitgestellt hatte. Damit soll nicht gesagt sein, dass der Mensch das Alphabet erfand, um damit einen neuen Gott zu erschaffen. Die Entstehung des Alphabets entsprach eher einem pragmatischen Bedürfnis nach einem einfachen, leicht erlernbaren Schriftsystem. Dieses entwickelte dann jedoch eine eigene Wirkmacht – darunter ein neues Gottesverständnis.

Es mag gewagt erscheinen, die Schrift für die Entstehung einer neuen Religionsform verantwortlich zu machen, wo doch jede Heilige Schrift als Offenbarung eines vorgängigen Gottes verstanden wird. Doch in den Religionen selbst wurde der Gedanke einer Abhängigkeit der Religion von der Schrift durchaus reflektiert: In der Kabbala wird Gott ausdrücklich mit der Schrift gleichgesetzt. Die Schrift *ist* eine göttliche Macht, weil sie nicht dem Gesetz der Sterblichkeit unterliegt. Eben diese Erkenntnis macht die Sakralität des Textes aus. Deshalb ist es nicht erstaunlich, dass historisch so wirkmächtige Systeme wie Religionen als *Folge* von Schriftsystemen und deren Entwicklung zu begreifen sind. Die Alphabete wurden in einem kollektiven kreativen Akt von Menschen erfunden, aber das macht sie noch lange nicht zu einem Medium, dessen sich der Mensch bedient. Vielmehr formatieren die Schriftsysteme Menschen und deren Zusammenleben, und diese Formatierung impliziert

auch die Entstehung neuer Gottesvorstellungen. Auch tut die Tatsache, dass ein Schriftsystem der Gottesvorstellung *vorausgeht*, dem Glauben nicht notwendigerweise Abbruch. Denn Schriften schaffen mentale, soziale und kulturelle Bedingungen, mit denen die Menschen umzugehen haben – und zu den Antworten auf diese veränderten Bedingungen gehört die Religion und gehören Narrative, wie die Bibel sie bietet. Kurz: So nebbich ist die Beschäftigung mit den Zeichensystemen gar nicht.

Die Kulturwissenschaft bietet die Möglichkeit, Zusammenhänge wie diese in ›großen Bögen‹ zu denken. Aber sie bietet auch das Instrumentarium, Phänomene in ihren Details zu studieren – darunter etwa den Entstehungskontext für eigene Denkmuster. Als die Berliner Kulturwissenschaft an der Humboldt-Universität nach der Wende neu gegründet wurde (es gab sie in der DDR schon ab 1961: »Wir wurden erfunden, um die Pastoren zu ersetzen«, so erklärte uns einer der Kollegen die Entstehung der Kulturwissenschaft innerhalb des DDR-Fächerkanons), setzte sich der Lehrkörper des Instituts je zur Hälfte aus Kolleg/innen mit DDR-Hintergrund und westdeutschen Kollegen zusammen. Am Anfang war der Dialog alles andere als einfach, zu groß waren die Unkenntnis voneinander und das Misstrauen untereinander. Dann richtete der Mittelbau ein institutsinternes Kolloquium ein, in dem sich die Lehrenden gegenseitig vom eigenen akademischen Werdegang berichteten; andererseits wurde auch über bestimmte Begriffe diskutiert. Diese Diskussionen waren Augen öffnend. So wurde etwa über den Begriff der ›Realität‹ diskutiert: Für die meisten ›Ossis‹ bezog er sich auf ökonomische oder soziale Erscheinungsformen, die jenseits evidenter Unterschiede wie Einkommensverhältnisse lagen (also etwa schichtspezifisches Freizeitverhalten). Die ›Wessis‹ dagegen verbanden mit diesem Begriff die Entstehungsmuster, nach denen solche sozialen Erscheinungen zustande kommen. Das klingt nach

Konstruktivismus, ich weiß, aber in Wirklichkeit ging es um ganz konkrete Fragen: Die Konsumgesellschaft der westlichen Welt hatte tiefe Zweifel an der ›Realität‹ von dem gesät, was man sehen und messen kann; so hatte man sich angewöhnt, danach zu fragen, *wie* bestimmte Erscheinungsformen, darunter soziale Unterschiede, entstehen. Das Wichtigste an diesen Diskussionen bestand jedoch darin, dass man – durch den ›interkulturellen‹ Vergleich (der ein ›interdeutscher‹ war) – die Parameter zu begreifen begann, nach denen sich die eigenen Denkweisen und Forschungsmuster entwickelt hatten. Zugleich erlebten wir bei diesem Prozess *in nuce* das, was Deutschland bei der Wiedervereinigung auf kollektiver Ebene erlebte. Mir jedenfalls haben diese Diskussionen im Institut und andere ähnliche Erfahrungen einen genaueren Einblick in die Prozesse gegeben, die sich seither im öffentlichen Raum vollzogen haben und bei denen bis heute Unterschiede zwischen ostdeutscher und westdeutscher Erfahrung spürbar sind.

Man könnte einwenden, dass Verstehen oder intellektuelles Begreifen noch nicht politisches Handeln beinhaltet. Das ist natürlich richtig. Aber ein politisches Handeln, dem keine Reflexion vorausgegangen ist, zeitigt selten gute Ergebnisse – und die Studierenden der Kulturwissenschaft, von denen sich viele politisch engagierten, saßen in den Lehrveranstaltungen, *weil* sie nach einem Instrumentarium für diese Reflexion suchten. Wenn es der Kulturwissenschaft gelingt, das Terrain zu bereiten, auf dem diese stattfindet, dann leistet sie – als Wissenschaft – etwas, das heute dringend gebraucht wird. Als mit der Lehman-Pleite von 2008 die Frage nach dem Finanzmarkt plötzlich im

öffentlichen Raum stand, gab es zu diesem Thema so gut wie keine wirtschaftswissenschaftlichen, wohl aber einige kulturwissenschaftliche Forschungen. Sie stellten den Zusammenhang zwischen Theologie und Geldentwicklung, Sozialstruktur und Zeichensystem her. Heute sind es die naturwissenschaftlichen Erkenntnisse – etwa in der Genetik –, die in rasendem Tempo voranschreiten. Viele von ihnen werden schneller als prognostiziert umgesetzt (das gilt etwa für die Reproduktionsmedizin). Eine Kontrolle über die Konsequenzen dieser Entwicklungen findet innerhalb des Faches so gut wie nicht statt. Während es heute immerhin eine Medizingeschichte und -ethik gibt, findet die Reflexion über die Auswirkungen der biologischen Neuerungen fast nur außerhalb der Biologie statt: in der Wissenschaftstheorie und -geschichte. Diese ist nicht durch Zufall zu einem wichtigen Teil der Kulturwissenschaft geworden. Wer lange keine kulturwissenschaftlichen Veranstaltungen besucht oder die neuere Literatur durchstöbert hat, wird erstaunt sein, wieviel naturwissenschaftliches Wissen hier in den letzten Jahren akkumuliert wurde. In dieser Hinsicht ist die Kulturwissenschaft fast zu einem Sprachrohr der gesellschaftlichen Bedürfnisse geworden, mehr von dem zu verstehen, was sich hinter den verschlossenen Türen und in den Computern der Labore oder Banken abspielt. Sie stellt sich der Aufgabe, jener Reflexion gerecht zu werden, die heute sowohl vom akademischen Denken als auch im öffentlichen Raum eingefordert wird. Dies ist zugleich eines der wichtigsten Indizien dafür, dass die Kulturwissenschaft keineswegs den Bezug zur Gesellschaft aus dem Auge verloren hat.

Eva Blome

Liest man Doris Bachmann-Medicks Ausführungen, so stellen sich Fragen ein: Worüber und über wen reden wir? Und: Wer ist ›wir‹? Schließlich: Wer sind dann die ›anderen‹? Und nicht zuletzt: Was verstehen ›wir‹ eigentlich unter Kulturwissenschaften? In gewisser Weise sind diese Fragen lediglich eine Reformulierung derjenigen, die am Ende des Debattenaufschlags gestellt werden und die an einige zentrale Aspekte der *writing culture*-Debatte erinnern. Dass sie jedoch nicht ohne Weiteres zu beantworten sind, spricht meines Erachtens tendenziell dafür, dass wir es bei den Kulturwissenschaften bisher nicht mit einem auf Konsens beruhenden Feld zu tun haben. Darauf deuten nicht zuletzt auch die kulturwissenschaftlichen *turns* selbst hin, zumal, wenn sie weniger als Innovationen oder Ersetzungen vorheriger *turns*, sondern vielmehr im Sinne einer »Erweiterungslogik des Wissens und Forschens« (Assmann 2015: 579; vgl. auch Bachmann-Medick 2014: 421) und als *trigger* disziplinärer Auseinandersetzungen verstanden werden. Wobei bemerkenswert ist, dass interdisziplinäre Grenzüberschreitungen disziplinäre Grenzen nicht nur aufweichen, sondern zugleich auch zu einer Neujustierung der jeweiligen disziplinären Ränder beitragen (vgl. Raulet 2009: 79). Das wirkt sich auch auf den konkreten wissenschaftlichen Umgang mit spezifischen Leitbegriffen der Kulturwissenschaften (Differenz, Identität, Integration/Desintegration, Transgression usw.) aus, die weiterhin – auch, aber nicht nur in Abhängigkeit von den verschiedenen am Projekt Kulturwissenschaft beteiligten Disziplinen und »Hauptlingstüchern« (Koschorke 2007: 173) – unterschiedlich diskutiert oder aufgefasst werden.

Die (Wissenschafts-)Geschichte der Kulturwissenschaften ist – trotz diverser Handbücher und Einführungen in das interdisziplinäre Forschungsfeld, trotz kulturwissenschaftlicher Lehrstuhldenominationen und Studiengängen – noch nicht geschrieben.

Diejenige Geschichte der Kulturwissenschaften, die im Artikel Bachmann-Medicks anklingt, ist sicher nicht die einzige, die sich erzählen ließe – und ob diese unter Kulturwissenschaftler/innen Konsens ist, erscheint ebenso fraglich. Das betrifft etwa die oftmals gekappten, aber gleichwohl vorhandenen Traditionslinien, die zu den *Cultural Studies* führen. Eine konzise Geschichte der Kulturwissenschaften zu erzählen, auf deren Grundlage sich eine mögliche sozial-politische Wende deutlicher konturieren ließe, erscheint jedoch an dieser Stelle – nicht nur aus Platzmangel, sondern auch aufgrund der fehlenden Ausprägung der Kulturwissenschaft als Disziplin und der Disparität möglicher Historisierungsversuche – ebenfalls nicht möglich. Vielmehr lässt bereits die Unschärfe des Kulturbegriffs selbst ein solches Unterfangen problematisch erscheinen: »Kultur« nämlich, so Susanne Lüdemann, muss gerade »als derjenige semantische Raum (eben: universales Kommunikationsmedium) vermessen werden, in dem [...] Differenzen immer wieder ›dekomponiert‹ und [...] ›rekomponiert‹ werden können und müssen« (2007: 79). Demnach kann ›Kultur‹ als ein sich beständig durch Verschiebungen und in Relationalität befindliches Kräfteverhältnis verstanden werden. Nicht erst für gegenwärtige Entwicklungen, die kaum mehr in globale, inter-, trans- oder intrakulturelle Dynamiken unterschieden werden können, gilt daher, dass, wenn die Kulturwissenschaften Kultur(en) beobachten, stets Praktiken der Differenzierung, aber auch Prozesse des Vergleichens und der Herstellung von Ähnlichkeitsverhältnissen in den Blick geraten. Vor diesem Hintergrund erscheint es etwa sinnvoll, Kultur- und Literaturgeschichte als Vergleichs- (Epple/Erhart 2015) oder Verflechtungsgeschichte (Werberger 2012) zu betreiben. Dabei zeichnen sich die Kulturwissenschaften dadurch aus, dass sie anders als andere Forschungsrichtungen nicht von außen auf ihren Gegenstand schauen, sondern immer bereits Teil

ihres eigenen Gegenstandsbereichs sind: Eine Grenze zwischen Kulturwissenschaften und ›Kultur‹ lässt sich schwerlich ziehen.

Was bedeutet dies nun für einen potentiellen ›social-political turn‹ der/in den Kulturwissenschaften? Aleida Assmann hat darauf hingewiesen, dass in der Auseinandersetzung mit *turns* unterschieden werden kann zwischen solchen *turns*, die ihr Entstehen innerwissenschaftlichen Dynamiken zu verdanken haben, und solchen, die von außen, durch neue Diskurse und gesellschaftliche Problemfelder angestoßen wurden, die »Teil eines *allgemeineren Kulturwandels*« (2015: 580; Hervorhebung im Orig.) sind. Zu diesen zählen etwa der *postcolonial turn* und der *gender turn* (vgl. dazu auch in etwas abweichender Perspektive Bachmann-Medick 2014: 412; Bachmann-Medick 2010: 5f.). Insofern könnte überlegt werden, ob bei diesen (und weiteren) Paradigmen, die zuallererst Ausdruck eines tief greifenden und weiterhin fortschreitenden kulturellen Bewusstseinswandels sind, überhaupt von *turns* gesprochen werden sollte. Nämliches gilt sicher auch für den ›social(-political) turn‹, denn hierbei handelt es sich doch um eine Reaktion der Kulturwissenschaften auf – oder besser: ihr eigenes Involviertsein in – gesellschaftliche Problemkonstellationen. Diese sind nun zwar alles andere als neu, aktuell treten sie aber in einer spezifischen Weise medial, kommunikativ und vor allem auch materiell *in Erscheinung*: Sie gewinnen neue, oft auch widersprüchliche *Formen* und rufen damit die – häufig und auch von Bachmann-Medick kritisierte und zugleich vollzogene – (kultur)wissenschaftliche (Selbst-)Reflexion auf das Programm.

Für einen ›social-political turn‹ gilt mithin, was etwa auch für den *gender turn* (vgl. Volkening 2017) gilt: Was als *turn* daherkommt, ist in Wirklichkeit längst etabliertes Forschungsthema – beispielsweise da, wo sozial- und kulturgeschichtliche Zugänge, wo etwa die Frage nach sozialen Ordnungen und Kultur, das

Verhältnis von sozialer Stratifikation und Erzählung in ihrer Interdependenz in den Blick geraten, dort auch, wo Raumpolitiken, Genderpolitiken, koloniale Machtverhältnisse und soziale Ungleichheitsverhältnisse in ihrer Verschränktheit erforscht werden. Es heißt also, vorsichtig zu sein. Denn einen ›social-political turn‹, eine Wende, zu debattieren, kann auch damit verbunden sein, bereits geleistete Forschungen ins Abseits zu rücken. Angesichts dessen muss vielmehr danach gefragt werden, was der Einsatz und die Wirkung einer Rede vom *turn* eigentlich ist. Die weitergehende Hinwendung der Kulturwissenschaften zum Sozialen und Politischen ist meines Erachtens nur zu begrüßen, dabei gilt es aber umso mehr, das Kind nicht mit dem Bade auszuschütten, sondern Traditionslinien und etablierte Forschungsfelder sichtbar zu halten und sie kritisch weiterzuentwickeln. Ein Beispiel, auf das auch Bachmann-Medick zu sprechen kommt: Mit der Intersektionalitätsforschung ist bereits seit Längerem eine Perspektive in die Kulturwissenschaften eingezogen, die trotz vieler offener Fragen zwar inzwischen womöglich auf eine gewisse konsensuale Zustimmung bauen kann, deshalb aber inhaltlich alles andere als komplexitätsreduzierend wirkt, sondern zunächst einmal komplexitätsproduzierend (vgl. Kerner 2011). Zudem haben wir es bei Intersektionalität auch in disziplinärer Hinsicht mit einem *travelling concept* zu tun, das dazu anregt, mögliche produktive Allianzen zwischen sozial- und kulturwissenschaftlichen Disziplinen neu auszuloten (vgl. Blome 2016) – was wiederum das Verhältnis von Gesellschaft und Kultur einer theoretischen Neufokussierung zu unterziehen hilft. Dass bei der Erforschung aktueller gesellschaftlicher Problemlagen unbedingt auch ihre historische Tiefendimensionen und ihre Variabilität einer genauen Analyse unterzogen werden müssen, scheint in diesem Zusammenhang fraglos. Gerade die Hinwendung zum Realen (vgl. Lethen/Jäger/Koschorke 2016) muss dabei als Teil eines, wenn man

denn so will, *social turn* in den Kulturwissenschaften verstanden werden. Geht es hierbei doch etwa in einer literaturwissenschaftlichen Perspektive darum, wie Aleida Assmann weiter ausführt, das »Historische in der Literatur«, »de[n] Anteil des Dokumentarischen in fiktionalen Formaten« oder »die Wiederkehr des Begriffs persönlicher Erfahrung« als faktische Elemente in der Struktur literarischer Texte in den Blick zu nehmen (Assmann 2015: 585). Hier scheint mir ein wichtiger Einsatzpunkt zu liegen, um mit der (bislang oftmals kategorisch ausgeschlossenen) Frage nach Referenzialität das Verhältnis von Literatur und Gesellschaft neu zu bestimmen – und zwar jenseits von einfachen Abbild-Relationen oder Vorstellungen von Repräsentation, aber auch jenseits eines reinen Denkens von Literatur als ›Kunst des Möglichen‹ (vgl. Assmann 2015: 584f.).

Bachmann-Medick spricht sich zuletzt für »transgressive Kulturwissenschaften« aus, die von einer stärkeren Hinwendung zu gesellschaftlichen *matters of concern* (Latour) geprägt sein sollen. Sie sieht dabei zwei Optionen für ein solches Projekt: zum einen Interventionen und Übersetzungen partizipativen Forschens in gesellschaftliche Prozesse und Praxen, zum anderen einen deutlicheren Gesellschaftsbezug auf der Ebene der Konzept- und Theoriearbeit. Allerdings benennt sie in Bezug auf Letzteres eher Themenfelder, wie z.B. den Klimawandel, und methodisch-ethische Prämissen sowie mögliche Wirkungen, etwa das Aufbrechen der von ihr konstatierten Konsensgemeinschaft mittels

Herausforderung der Theorien durch die soziale Realität. Was jedoch kaum zur Sprache kommt, ist, welche Konzepte des Sozialen und des Politischen in einem solchen *turn* eigentlich zugrunde liegen. Angesichts dessen, dass eine Hinwendung zu *matters of concern* programmatisch gefordert wird, fällt in der Nennung dieser Gegenstandsbereiche zudem auf, dass ›soziale Ungleichheit‹ oder *class* nur eine sehr beiläufige Rolle spielen. Womöglich ist dies der Fall, weil stillschweigend angenommen wird, dass (globale) Ungleichheitsverhältnisse die Klammer der genannten Themenfelder bilden. Klassenverhältnisse aber – jenseits der und doch in Auseinandersetzung mit den *Cultural Studies* und der marxistisch orientierten Sozialgeschichtsschreibung der 1970er-Jahre – als (kollektive) Realität, als Identifikationsbegriff und als theoretisches und narratives Konzept zu fassen (vgl. Blome/Eiden-Offe/Weinberg 2010), ist in sozio-politischer wie kulturwissenschaftlicher Hinsicht sowie womöglich als Element, das mit den von Bachmann-Medick genannten Untersuchungskontexten immer in Wechselwirkungen steht, eine wichtige Herausforderung. Wie verhalten sich Klassenunterschiede zu kulturellen Unterschieden bzw. Prozessen der Differenzierung in ›Kulturen‹ – z.B. in habitueller Hinsicht? Eine solche Analyseperspektive würde dann auch *matters of facts* und *matters of concern* nicht mehr gegeneinander absetzen, sondern im Sinne Bruno Latours zusammenbinden (vgl. Latour 2004: 223).

Patrick Eiden-Offe

Doris Bachmann-Medicks Plädoyer für einen *social turn* der Kulturwissenschaften findet meine ungeteilte Zustimmung! – Um nun aber nicht in eine Konsensfalle höherer Ordnung zu tappen – die Falle eines Konsensgemeinschaftsvermeidungskonsenses –, sehe ich mich genötigt, einige Einwände vorzubringen und einige Präzisierungen einzufordern.

Beginnen wir bei der Schilderung der Ausgangslage: Wenn die angestrebte Hinwendung der Kulturwissenschaft als »*reaching out* der kulturwissenschaftlichen Forschung in gesellschaftliche Problemlagen« gefasst wird und dann »Anschlüsse von Konzepten, Theorien und Ideen an gesellschaftliche Problemfelder« gefordert werden, dann wird um der gewünschten »Transgression in die Gesellschaft« willen allererst eine Äußerlichkeit von kulturwissenschaftlicher Forschung und »Gesellschaft« vorausgesetzt und rhetorisch bestätigt, die eine sorgfältige Rekonstruktion der immer schon gegebenen Verflechtung von Wissenschaft und Gesellschaft gerade infrage stellen sollte. Hier laufen sozial engagierte Kulturwissenschaftler/innen in ihrem Schuldbewusstsein gegenüber der lange vernachlässigten Gesellschaft Gefahr, genau die gesellschaftlichen Klischeebilder bloß zu reproduzieren, die wir gerade angreifen sollten: etwa das vom Elfenbeinturm. Eine kulturwissenschaftlich-historische Forschung könnte dagegen etwa untersuchen, ab wann und zu welchen gesellschaftlichen Bedingungen Intellektuelle sich selbst in eben jenem Elfenbeinturm gewähnt und ein *reaching out* gefordert haben. Das postulierte äußerliche Verhältnis von Wissenschaft und Gesellschaft könnte so im Zuge eines *social turn* aus einer stummen, womöglich unreflektierten Voraussetzung zum expliziten Forschungsgegenstand werden. Setzen wir »die Gesellschaft« in eine Äußerlichkeit zur kulturwissenschaftlichen Forschung, dann befördert das weiterhin den falschen Glauben, immer schon zu wissen, was das sein soll: »die Gesellschaft«. Patrick

Joyce hat einen viel beachteten Aufsatz 2010 mit der Frage überschrieben »What is the Social in Social History?« (und diesen dann im Zentralorgan der britischen Sozialgeschichte veröffentlicht: in *Past and Present*). Mit welchem Sozialen haben wir es zu tun, wenn wir einen *social turn* der Kulturwissenschaft fordern? Es scheint mir, dass wir auch hier aufpassen müssen, nicht den Klischees »der Gesellschaft« selbst darüber auf den Leim zu gehen, was ein »gesellschaftliches Problem« ist. Vielleicht sollten sich Kulturwissenschaftler/innen so viel Elfenbeinturm leisten, allgemein anerkannte »gesellschaftliche Problemlagen« erst einmal umzuschichten. Klar, das Klima ist ein *matter of concern*, aber was bedeutet es, dass sich darauf eigentlich alle einigen können (außer ein paar leider sehr mächtiger *bad guys* in Washington und Beijing)? Warum reden Kulturwissenschaftler/innen eigentlich immer vom Wetter, wenn sie meinen, es ernst meinen zu müssen?

Und weiter: Bachmann-Medicks Diagnose, dass der Ruf nach einem *social turn*, so wie Musner und Maderthaler ihn 2007 haben erschallen lassen, »fast ungehört verhallt« sei, scheint mir nicht zutreffend; bzw. sie trifft nur dann zu, wenn man die Vorentscheidung darüber teilt, was denn nun »das Soziale« sein soll. Denn es gibt sie doch allerorten, die Kulturwissenschaftler/innen, die mit »begriffliche[r] Phantasie« an der »Entwicklung eines objektnahen Begriffsrepertoires« arbeiten. Zuvörderst würden mir da Forschungen einfallen, die »das Soziale« etwa im Sinne der Sozialanthropologie interpretieren und seit einigen Jahren dabei sind, das 19. Jahrhundert umzupflügen: Nacim Ghanbaris Arbeiten zum Haus, Marcus Twellmanns zum Dorf, Eva Blomes zur Bildung. Voraussetzung dieser Arbeiten ist es, dass ein Verstehen der drängenden Probleme der Gegenwart nur dann möglich ist, wenn wir es (endlich!) schaffen, unsere Mindsets darüber, was »Gesellschaft« – im Gegensatz etwa zu »Gemeinschaft« oder zum »Staat« – bedeuten soll,

vom 19. Jahrhundert zu befreien: »unthinking 19th century social science«, so hat Immanuel Wallerstein das schon vor langer Zeit gefordert, und das wäre meines Erachtens auch Voraussetzung eines *social turn* (Wallerstein 2001 [1991]).

An Lutz Musners 2009 in der *Zeitschrift für Kulturwissenschaften* wiederholtem Ruf nach einem *social turn* hat mich schon damals vor allem seine Empfehlung erstaunt, diesen ausgerechnet an der Regulationstheorie zu orientieren: einer Theorie mithin, die auf ihrem ureigenen Gebiet, der Gesellschaftsanalyse, gerade dabei war, spektakulär zu scheitern. Sogar Joachim Hirsch, deren bekanntester deutscher Verfechter, musste nach dem Ausbruch der Wirtschaftskrise 2008 einräumen, dass die Idee eines »postfordistischen Regulationsregimes« vielleicht doch eher eine Schnapsidee war (»bull economy preoccupation« nennt der erzliberale *Economist* solche intellektuellen Spiele gern).

Vielleicht handelte es sich aber doch um eine aufschlussreiche Fehlempfehlung, die auch für eine Antwort auf Doris Bachmann-Medicks Plädoyer noch relevant ist. Denn was an der Regulationstheorie für Kulturwissenschaftler/innen interessant gewesen sein mag, ist ihre Orientierung an subjektlosen Prozessen der Akkumulation und Regulation; genau darin aber kennen sich Kulturwissenschaftler/innen aus, egal welcher Richtung sie entstammen. Sie können also ihre Kernkompetenzen weiter nutzen, gerade wenn sie ihre an übertriebener »Selbstreferentialität« orientierten Herkunftsgebiete – sei es »Strukturalismus, Poststrukturalismus, Dekonstruktivismus«, sei es Systemtheorie, Medientheorie, Diskursanalyse – verlassen. Zugespitzt formuliert: Kulturwissenschaftler/innen scheinen auch im »Sozialen« genau wieder das zu suchen, was sie zuvor schon in der »Kultur« am meisten geschätzt haben: Regelkreise, *feedback*-Schlaufen, systemische Schließung.

Warum diese Prämierung subjektloser Prozesse? Wenn das Soziale immer schon subjektlos als

selbstreferentieller Regelkreis begriffen wird – und die Pfadabhängigkeit kulturwissenschaftlicher Theoriebildung legt das allemal nahe –, dann kommen die »realen« Subjekte nur allzu leicht wieder bloß als Opfer dieser Prozesse auf den Schirm: Dann droht die Falle des Miserabilismus. Erste Manifestationen eines *social turn* in den Kulturwissenschaften, gerade nach Einbruch der großen Krise 2008ff., haben sich denn auch mit den »Unterschichten« und mit »Ökonomien der Armut« beschäftigt (Lindner/Musner 2008; Brüns 2008); die kulturwissenschaftliche Hinwendung zu Problemen der Ökonomie wurde fast selbstläufig dem Paradigma der »Knappheit« unterstellt (Möhring/Schüttpelz/Zillinger 2011).

Meine eigene Forschung hat sich deshalb in den letzten fast zehn Jahren mit dem Überfluss an poetischer Selbsttätigkeit und dem verschwenderischen Reichtum an politischen und kulturellen Formen und Institutionen beschäftigt, aus denen heraus sich die Erfindung des Proletariats und die Selbstschöpfung der Arbeiterbewegung im deutschen Vormärz vollzogen hat (Eiden-Offe 2017). Ob meine *Poesie der Klasse* einem mutmaßlichen *social turn* folgt, habe ich mich irgendwann nicht mehr gefragt.

Gegen die Gefahr einer neuen, sich dann bloß auf anderem Terrain vollziehenden kulturtheoretischen Selbstschließung im Zeichen eines *social turn* weist Doris Bachmann-Medick auf dissidente, vergessene, vielleicht manchmal ridikülisierte Strömungen hin, auf die sich ein *social turn* zurückbeziehen könnte und vielleicht müsste: die Erfahrungen der Geschichtswerkstätten etwa oder die der »dialogischen Anthropologie«. Das möchte ich unbedingt unterstützen. Was darüber hinaus theoretisch anstünde, wollen wir den *social turn* weiterdrehen, wäre eine schärfere begriffliche Klärung des Krisenbegriffs, der gerade in kulturwissenschaftlichen Analysen oft als Letzt-Referenz und als Marker von Dringlichkeit firmiert. Nach zehn Jahren Weltwirtschaftskrise müssen wir lernen, den Begriff der Krise aus dem Modell der Zuspitzung und

des Wendepunkts zu lösen und Krise als Prozess und als *longue durée* zu verstehen. Dazu abschließend zwei Leseempfehlungen: Giovanni Arrighi, *The Long Twentieth Century* von 1994 – hier (wie auch sonst in der *World-System Analysis*) können Krisen gerne mal einhundert Jahre dauern. Und schließlich ein vielleicht etwas unglamöser Tipp: Jürgen Habermas, *Legitimationsprobleme im Spätkapitalismus* von 1973 – Expeditionen in einer terminologischen

Eiswüste, auf denen allererst geklärt wird, was wir alles meinen können (und nicht meinen sollten), wenn wir ›Krise‹ sagen; wie sich ökonomische Krisen in Legitimationskrisen übersetzen, welche Rolle hier Motivationskrisen spielen, und wie dies alles als politische Krise moderiert (oder nicht moderiert) wird. Am Ende wird die Lektüreaanstrengung mit dem – Achtung, *spoiler!* – schönsten »sei's drum« der neueren Theoriegeschichte belohnt.

Christine Kirchhoff

Eine Hinwendung der Kulturwissenschaft zu sozialen, politischen und nicht zuletzt ökonomischen Fragen, wie sie Doris Bachmann-Medick in ihrem Beitrag fordert, ist so wünschenswert wie notwendig. Im Folgenden möchte ich in einigen kurz gehaltenen Stichpunkten zu ihren Reflexionen und Vorschlägen Stellung nehmen.

Nicht zufällig verwende ich hier Kulturwissenschaft im Singular. Die Vielfalt an methodischen Zugängen, Themenfeldern und Theorien, welche die Kulturwissenschaft ausmacht, in anderen Worten: ihre Pluralität, scheint am besten repräsentiert zu sein, wenn gleich von ›Kulturwissenschaften‹ im Plural gesprochen wird. Meines Erachtens inszeniert sich hier die Inflationierung des Sprechens von Kultur auf der Ebene des Selbstverständnisses einer Wissenschaft. So kultiviert wie heute scheint die Welt noch nie gewesen zu sein, alles ist irgendwie ›Kultur‹: Managementkultur, Redekultur, Unternehmenskultur, Beziehungskultur usw. Gerade indem selbstverständlich von ›Kulturwissenschaften‹ gesprochen wird, wird der von Bachmann-Medick sehr zu recht kritisierte Konsens hergestellt, da so umgangen wird, sich um eine begriffliche Bestimmung von Kulturwissenschaft und damit auch um den Kulturbegriff zu streiten, eine Auseinandersetzung, die diese Kulturwissenschaft auch

ausmachen würde. Indem von Kulturwissenschaften im Plural gesprochen wird, wird sich diese Auseinandersetzung zugunsten einer durchaus im Sinne des »cultural studies chic« zu verstehenden Attraktivität eines *anything goes* erspart.

Eine Kulturwissenschaft, die nicht die mit dem, zum Glück inzwischen irrelevant gewordenen, KP-Marxismus untergegangene Aufspaltung von Ökonomie und Überbau als Farce wiederholt, sollte um einen Kulturbegriff streiten, der das Kulturelle nicht vom Gesellschaftlichen trennt: Die Form der kulturellen Repräsentation kann nicht ohne die Bedingungen der gesellschaftlichen Reproduktion verstanden werden. Sigmund Freuds kulturtheoretische Schriften können hier als eine Referenz dienen: Als Kultur bezeichnete Freud »all das, worin sich das menschliche Leben über seine animalischen Bedingungen erhoben hat«, und er fügte hinzu, dass er es »verschmähe«, »Kultur und Zivilisation zu trennen« (Freud 1927: 326). In *Das Unbehagen in der Kultur* spricht er vom »Kulturprozess«, »jene[r] Modifikation des Lebensprozesses, die er unter dem Einfluss einer vom Eros gestellten, von der Ananke, der realen Not angeregten Aufgabe erfährt, und diese Aufgabe ist die Vereinigung einzelner Menschen zu einer unter sich libidinös verbundenen

Gemeinschaft« (Freud 1930: 499). Aus Not schließen sich die Menschen zusammen und dabei entsteht etwas, das mehr ist als ein Zweckbündnis, etwas, das nicht nur der gemeinsamen Lebenserhaltung dient, sondern selber zur Quelle von Lust werden kann, aber auch Unbehagen verursacht: die Kultur. Denn, so Freud, auch wenn die Menschen auf die Kultur angewiesen seien, empfänden sie diese als »schwer drückend« (499).

Neben der kritischen Analyse der kulturellen Phänomene und Konflikte, die einem solchen Begriff zufolge im gesamten Bereich der menschlichen Gesellschaft zu finden sind, ohne eigens als Kultur(en) bezeichnet werden zu müssen, enthält dieser Begriff auch eine Differenzierung, um die es zu streiten gälte, nämlich die zwischen Zivilisation/Kultur und Zuständen, in denen Menschen leben (müssen), die diese Bezeichnung nicht verdienen. Eine dringend notwendige Debatte über Kulturrelativismus wäre an dieser Stelle zu führen, gerade in der Kulturwissenschaft.

Bezüglich Bachmann-Medicks Bezug auf Latour möchte ich unterstreichen, dass sich eine kritische Kulturwissenschaft auf jeden Fall gegen einen »massiv übertriebenen Konstruktivismus« wenden sollte, eingedenk des Umstandes, dass »konkrete Wirklichkeitserfahrung« von der »symbolische[n] Repräsentation« nicht zu trennen ist, und dass die Kritik an der vorgeblichen Unmittelbarkeit von *matters of fact* diese als *matters of concern* betrachtet und zugleich mitkonstituiert. In Kürze: No matters of fact without interpretation and no interpretation without concern. Eine kritische Kulturwissenschaft, die über eine erkenntnistheoretische Grundlage verfügt, kritisiert die Annahme, Wissenschaft würde Fakten liefern, indem sie begriffliche, kulturelle, psychologische etc. Voraussetzungen dessen, was als Fakt gilt, aufzeigt, und trägt so als erkenntniskritische Kulturwissenschaft entscheidend zur Kritik an den sogenannten *fake news* bei. Im englischen *matters* ist die doppelte Bedeutung von Material und Bedeutung enthalten. Auf der anderen

Seite ist es Aufgabe kritischer Kulturwissenschaft, die verlockende Vorstellung zu kritisieren und als Illusion zu entlarven, man könne sich der *facts* zugunsten der *interpretations* oder *concerns* entledigen, womit das angesprochen ist, was Bachmann-Medick als »über-spannten Konstruktivismus« bezeichnet. Mit einer Illusion, so Freud, habe man es dann zu tun, wenn sich die Wunscherfüllung vordränge, mit der Folge, sich eines unangenehmen Teils der äußeren Realität zu entledigen (vgl. Kirchhoff 2017). Die Kritik kulturell vermittelter und bestärkter Illusionen und Ideale, ihrer produktiven und vor allem destruktiven Folgen, wie Phantasien von Reinheit, Überlegenheit, Freisein von Mangelhaftigkeit, die alle gemeinsam haben, dass das Unreine, Niedere, Mangelhafte projektiv am Anderen bekämpft wird, sollte als Teil einer kritischen Kulturwissenschaft auch die eigene Disziplin betreffen, also selbstreflexiv werden.

So verstanden, stellt sich auch das Problem des *worlding* von Theorie anders, da Theorien, die in Auseinandersetzung mit der kulturellen Praxis stehen und diese zu begreifen suchen, immer schon ein Teil der Welt sind, da sie Teil der kulturellen Repräsentation sind: Die Vorsilbe ›Re‹ verweist auf das Wiederholende, die Bedingung der Möglichkeit der Differenz und damit des Neuen, und zugleich auf den unvermeidlichen Verlust der Unmittelbarkeit. Gerade im ›Wieder-holen‹ liegt die Möglichkeit, etwas Neues zu schaffen. Aufgabe einer kritischen Kulturwissenschaft ist die Kritik von Unmittelbarkeitsdenken, ohne aus den Augen zu verlieren, dass da etwas ist, das gedacht werden muss. Damit kann Kulturwissenschaft dazu beitragen zu verstehen, wie das entsteht, was wir als Realität begreifen, die wir teilen – oder eben auch nicht –, was daran zu verändern sein könnte und was nicht.

Das nicht zuletzt der Drittmittelantragslogik geschuldete Neuerfinden von Begriffen sollte zugunsten des Wiederfindens und der Relektüre überdacht werden. Bruno Latour fragte schon vor dreizehn Jahren: »Is it really our duty to add fresh ruins to

fields of ruins? Is it really the task of the humanities to add deconstruction to destruction?» (Latour 2004). In diesem Sinne möchte ich dafür plädieren, die Aufgabe einer kritischen Kulturwissenschaft auch darin zu sehen, die Bestände an Begriffen und Theorien zu sichten und kritisch – eingedenk der Differenz, die entsteht, wenn etwas wiedergelesen und nachträglich ein neuer Sinn gefunden wird – aufzuarbeiten, im Sinne einer kritischen Rekonstruktion.

Die notwendige Auseinandersetzung mit *fake news* und *alternative facts* fordert die begriffliche Arbeit

an »wissenschaftlichen Tatsachen« (Ludwik Fleck), nicht deren Dekonstruktion. Dabei ist zu bedenken, dass Erkenntnis nicht sicher vom Wahn zu trennen ist, dass, wie Horkheimer und Adorno es in der *Dialektik der Aufklärung* formulieren, »zwischen dem wahrhaften Gegenstand und dem unbezweifelbaren Sinnesdatum, zwischen innen und außen, [...] ein Abgrund [klafft], den das Subjekt, auf eigene Gefahr, überbrücken muss« (Horkheimer/Adorno 1987 [1947]: 218). Kulturwissenschaft hat diese Ebene der Vermittlung zum Thema.

Roman Widder

Der Hauptteil der legendären Studie *Die Arbeitslosen von Marienthal*, die ausgerechnet 1933 erstmals erschien und nach dem Krieg zum Grundlagentext der empirischen Sozialforschung wurde, beginnt erstaunlich narrativ: »Marienthal ist ein kleines Fabrikdorf an der Fische-Dagnitz im Steinfeld. Man erreicht die nächstgelegene Eisenbahnstation Grammat-Neusiedel und wandert dann noch etwa eine halbe Stunde in das völlig flache Land hinein« (Jahoda/Lazarsfeld/Zeisel 1975: 32). Die Autor/innen – Marie Jahoda, Paul Lazarsfeld und Hans Zeisel – erforschen darin das 1931 in der Folge der Weltwirtschaftskrise mit einem Schlag arbeitslos gewordene Industriedorf Marienthal, um festzustellen, dass aus Langzeitarbeitslosigkeit kaum Widerstandskraft, durchaus aber eine zunehmende Resignation entsteht. Für die prägnante und bildhafte Erzählweise der zwischen 1931 und 1933 durchgeführten Untersuchung zeichnet in erster Linie die damals 25-jährige Marie Jahoda verantwortlich, die auch Gedichte schrieb, dem Vorstand der Anfang 1933 kurzzeitig gegründeten Vereinigung sozialistischer Schriftsteller angehörte und auch später immer wieder als Ko-Autorin oder Ghostwriterin männlicher Wissenschaftler agierte.

Neben dem historischen Präsens entscheidet sie sich häufig für ein passivisches Erzählen, reflexive Verben und eine depersonalisierte Darstellung des Kollektivs: »Man hat den Eindruck, daß sich diese Familie ganz fallengelassen hat, daß sie an nichts mehr festhält.« (69) Das Erzählen im *man* entspricht dem Willen, alles Individuell-Charakterologische auszublenden, denn was die Studie interessiert, ist gerade der Umstand, dass hier eine Gemeinschaft in Gänze arbeitslos geworden ist. Jahodas Darstellungsweise deckt sich mit dem geschilderten Verlust von Individualität vieler Marienthaler/innen und mit der grammatischen Form ihrer Aussagen: »man hat jetzt andere Sorgen«, als zu lesen (58) – so begründet eine Frau die Abnahme der Leselust, von der das Ausleihverzeichnis der Bibliothek Zeugnis ablegt, obwohl die Menschen jetzt doch viel mehr Zeit haben. »Man kann doch nicht nur vom Essen leben, etwas muß man doch auch fürs Gemüt haben« (72), so andererseits die Rechtfertigung dafür, dass viele Marienthaler ihren Schrebergarten trotz grassierenden Hungers, der sogar regelmäßig Katzen verschwinden lässt, zur Hälfte mit Blumen bepflanzen.

In der Einleitung bekennen sich die Autor/innen der Studie offen zur Interpretationsbedürftigkeit ihres

Materials und damit zu jenen Begriffsbildern, in welche sie ihre zentralen Befunde kleidet: Sie unterteilt die Marienthaler/innen in *Ungebrochene* und *Gebrochene*, Letztere in *Resignierte*, *Verzweifelte* und *Apathische*. Die *Schrumpfung des psychologischen Lebensraums* und eine grundsätzliche Tendenz zur Resignation aber ist allen gemeinsam. Diese definiert sie als *Verzicht auf die Zukunft* »einer als Ganzes resignierten Gemeinschaft, die zwar die Ordnung der Gegenwart aufrechterhält, aber die Beziehung zur Zukunft verloren hat«. Hinzu kommt die »Abnahme des politischen Kampfes bei Zunahme der persönlichen Gehässigkeit« (98), die etwa zur gegenseitigen Verleumdung beim Amt führt, sowie der »Zeitzerfall« (97), der sich vor allem bei den Männern zeigt. Die Zeit ist wertlos geworden: Das Gefühl, unbegrenzt Zeit zu haben, macht jede Zeiteinteilung überflüssig.

Nicht durch lückenlos sich mit Notwendigkeit schließende Beweisketten will die Marienthal-Studie also überzeugen, sondern durch Plausibilität bei der Kombination von sprachlicher Vermittlung und empirischen Daten. Denn auf der anderen Seite der Studie stehen quantitative Methoden und ein leidenschaftlicher Empirismus, der das ethnologische »Sicheinleben« ins Dorf mit heterogenem Material konfrontiert: Essprotokolle und Zeitverwendungsbögen, Katasterblätter und Listen von Weihnachtswünschen, Lebensgeschichten und ein Tagebuch, Anzeigen und Beschwerden, Schulaufsätze und Preisausschreiben, Bevölkerungs- und Haushaltungsstatistiken. Den Höhepunkt ihrer Erhebungen bildet wohl die Geschwindigkeitsmessung der durch die Straße gehenden Marienthaler/innen: Während die Frauen mit der normalen Geschwindigkeit von fünf km/h durch die Straßen laufen, haben die Männer durch die Arbeitslosigkeit offenbar an Geschwindigkeit eingebüßt: Einige laufen vier, andere sogar nur drei km/h langsam, und viele Männer stehen auch nur bewegungslos auf der Straße herum. Nur einmal »läuft einer im leichten Trab: das ist der Dorfnarr« (84).

Spätestens hier, oder wenn die Studie behauptet, dass »der nichtgebrochene Teil der Bevölkerung« Marienthals »zu drei Vierteln resigniert« (74) sei, weckt sie mit solcherlei »Tatsachen« bei heutigen kulturwissenschaftlichen Leser/innen den Verdacht eines naiven Positivismus, der durch Hans Zeisels Abriss einer »Geschichte der Soziographie« im Anhang der Studie bestätigt wird. Dieser konstruiert von William Petty über Adolphe Quetelet bis zum amerikanischen Survey euphorisch die kontinuierliche Emanzipation einer Disziplin und stellt schließlich die Entdeckung des Inventars in Frédéric Le Plays Familienmonographien als einschneidendes Ereignis dar: »das lebendige Inventar« als »unmittelbares Abbild des Lebens selbst« stehe nun den »toten Zahlenreihen« (123f.) ergänzend gegenüber.

Wert und Gültigkeit der Studie tut dies aber keinen Abbruch. Im Vorwort zur Neuauflage von 1960 legt Paul Lazarsfeld, der die Wirtschaftspsychologische Forschungsstelle und damit auch das Marienthal-Projekt leitete und sich später in den USA mit Adorno und dem romantischen Defätismus in der Kritik instrumenteller Vernunft anlegte, das methodische Programm noch einmal dar, und zwar, kurzatmig und paradox, als experimentelle Kombination aller möglichen methodischen Werkzeuge und expliziten Verzicht auf die Strenge eines methodischen Programms.

Die Relektüre der Marienthal-Studie wirft nicht nur die Frage auf, ob die »Zunahme der persönlichen Gehässigkeit« (98) in unserer Gegenwart dieselbe ist, die um 1933 in Marienthal zu beobachten war. Epistemologisch beeindruckend ist vor allem die Haltung optimistischer Verlegenheit, mit der sie durchgeführt und verfasst wurde. So rechtfertigt Lazarsfeld rückblickend die eigentümliche Machart des schmalen Buches: Es handle sich keineswegs um Theorie, sondern um ein »Zwischending« (17) zwischen »Analogie« und »Modell« (18), das versuche, »die Lücke zwischen den nackten Ziffern der Statistik und den zufälligen Eindrücken der sozialen Reportage

auszufüllen« (15). Gelassen bleibt auch der Blick in die Zukunft: »Eine integrale Soziologie wird mit allen empirischen und analytischen Mitteln an konkrete Probleme herangehen und dadurch eine realistische Synthese finden« (23).

Doris Bachmann-Medicks erneuter Aufruf zu einer transgressiven Kulturwissenschaft, die sich aus der Selbstbestätigung ihres theoretischen Konsenses löst und den *matters of concern* zuwendet, entspringt offenkundig der zeitgenössischen Sehnsucht nach Realismus. Ich teile diese Sehnsucht und kann den Aufruf insofern nur begrüßen. Einen Weg dorthin weist er in meinen Augen aber nicht, sondern versammelt vielmehr eine Reihe in sich fragwürdiger Topoi der Politisierung. Zwischen der abstrakten Beschreibung – »konkrete Interventionen«, »Übergriffe in gesellschaftliche Prozesse und Praxisverläufe«, »Forschen ›mit‹ – und den konkreten Beispielen aus Kunst und Museumspädagogik, Kulturvermittlung und Sozialarbeit klafft eine gewaltige Lücke. Nicht nur diese Lücke zwischen Anspruch und Wirklichkeit, sondern auch das Anliegen, Kulturwissenschaft solle nicht »die bloße Konstellation der Wirklichkeitsphänomene«, sondern »Haltungen, Einstellungen, Ängste, Vorstellungen, Träume, Visionen, Affekte und Hoffnungen« erforschen, erinnert an den experimentellen Empirismus der Marienthal-Studie. Auch diese sah zu ihrer Zeit die Soziologie der Gefahr ausgesetzt, so die Einleitung, »den Kontakt mit der Wirklichkeit zu verlieren« (Jahoda/Lazarsfeld/Zeisel 1975: 13). Angesichts des Erfolgs der empirischen Sozialforschung im Laufe des 20. Jahrhunderts wird leicht vergessen, dass auch die Soziologie Jahrzehnte reiner Theorie hinter sich bringen musste: Marx und Engels, Durkheim, Simmel und Weber stützten sich nur vage auf Material, das sie keineswegs selbst erhoben. Vielleicht befindet sich die Kulturwissenschaft heute an einem ähnlichen Punkt und muss neue Formen der Empirie erfinden,

um sich von der empfundenen Selbstreferentialität zu lösen und mehr zu erreichen als »alternative[] ›Erzählungen‹« und »Gegengedächtnisse«, die auch bei Bachmann-Medick offenbar der Horizont bleiben. Eine Kulturwissenschaft, die nicht mehr an die Kultur, sondern an die Gesellschaft appelliert und, ganz im Politikerjargon, zur Problemlösung »gesellschaftlicher Herausforderungen« beitragen will, wobei ihre »Themenbrennpunkte« (Globalisierung, Klimawandel, Migrationspolitik, Terrorismus, Finanzkrisen) recht journalistisch klingen, lässt viele Fragen offen. Stellen wirklich erst die Kulturwissenschaften die »Bedingungen der Möglichkeit für politisch-soziale Positionierung her« oder ist es nicht gerade dieses Selbstverständnis, das die zeitgenössische Kritik an ihnen motiviert? Welche Rolle spielt in all dem der Bezug auf das Subjekt des Migranten, wenn er uns neuerdings ununterbrochen als einzig verfügbares Exemplum des Politischen herhalten muss? Und wenn Projekte in der Arbeit mit Flüchtlingen am Ende doch nur »als Härtestest für die Fachsprache und den kulturwissenschaftlichen Jargon« dienen soll, geht dann alles mit rechten Dingen zu?

Die Autor/innen der Marienthal-Studie haben ihre »realistische Synthese« offenbar gerade dort gefunden, wo sie nicht genau wussten, was sie taten: unter anderem in der von Marie Jahoda literarisch ausgefüllten Lücke, der sie sich aber selbstbewusst gestellt haben, mit epistemologischer Reflexion und methodischer Enthaltensamkeit gleichermaßen. Ein Rezept steht für diesen Realismus nicht zur Verfügung, immer wieder aber sind es derlei methodische Hybride, die in atemberaubender Langsamkeit den für das kulturwissenschaftliche Wissen und seinen Zugang zum Sozialen vielleicht interessantesten Weg gehen. Denn aus Hybriden besteht nicht die Wirklichkeit, aus Hybriden bestehen die Formen ihrer Erfassung und Darstellung.

Literatur

- ANG, Ien (2006): »From Cultural Studies to Cultural Research: Engaged Scholarship in the Twenty-first Century«. In: *Cultural Studies Review* 12: 2, 183-197.
- ARRIGHI, Giovanni (2010 [1994]): *The Long Twentieth Century: Money, Power and the Origins of Our Times*, London, New York: Verso.
- ASSMANN, Aleida (2015): »Kulturwissenschaften – grenzenlos?«. In: *Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte* 89: 4, 577-586.
- BACHMANN-MEDICK, Doris (1996): *Kultur als Text. Die anthropologische Wende in der Literaturwissenschaft*, Frankfurt/Main: Fischer.
- BACHMANN-MEDICK, Doris (2010): »Cultural Turns«. In: *Docupedia-Zeitgeschichte. Begriffe, Methoden und Debatten der zeithistorischen Forschung*, https://www.docupedia.de/zg/Cultural_Turns (15.8.2017).
- BACHMANN-MEDICK, Doris (2011): »Transnationale Kulturwissenschaften: Ein Übersetzungskonzept«. In: *Lost or Found in Translation? Interkulturelle/Internationale Perspektiven der Geistes- und Kulturwissenschaften*, hg. v. René Dietrich/Daniel Smilovski/Ansgar Nünning, Trier: WVT, 53-72.
- BACHMANN-MEDICK, Doris (2014 [2006]): *Cultural Turns. Neuorientierungen in den Kulturwissenschaften*, 5. Aufl., Reinbek: Rowohlt.
- BACHMANN-MEDICK, Doris (2017): »Cultural Turns – A Matter of Management?«. In: *ReThinking Management: Perspectives and Impacts of Cultural Turns and Beyond*, hg. v. Wendelin Küpers/Stephan Sonnenburg/Martin Zierold, Wiesbaden: Springer VS, 31-55.
- BISHOP, Claire (2006): »The Social Turn: Collaboration and Its Discontents«. In: *Artforum*, February, 178-183.
- BISHOP, Claire (2016): *Artificial Hells: Participatory Art and the Politics of Spectatorship*, London, New York: Verso.
- BLOME, Eva (2016): »Erzählte Interdependenzen. Überlegungen zu einer kulturwissenschaftlichen Intersektionalitätsforschung«. In: *Diversity Trouble. Vielfalt – Gender – Gegenwartskultur*, hg. v. Peter C. Pohl/Hania Siebenpfeiffer, Berlin: kadmos, 45-67.
- BLOME, Eva/EIDEN-OFFE, Patrick/WEINBERG, Manfred (2010): »Klassen-Bildung. Ein Problemaufriss«. In: *Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur* 35: 2, 158-194.
- BRUBAKER, Rogers (2016): *Trans: Gender and Race in an Age of Unsettled Identities*, Princeton: Princeton University Press.
- BRÜNS, Elke (2008): »Einleitung. Plädoyer für einen social turn in der Literaturwissenschaft«. In: *Ökonomien der Armut. Soziale Verhältnisse in der Literatur*, hg. v. Elke Brüns, München: Fink, 61-77.
- BUDE, Heinz (2011/2012): »Die Stunde der Gesellschaftstheorie? Über Tatbestände der Ungleichheit, Formen der Herrschaft und Artikulationen von Ideologie«. In: *Mittelweg* 36 20: 6, 13-36.
- CHAKRABARTY, Dipesh (2017): »The Politics of Climate Change Is More Than the Politics of Capitalism«. In: *Theory, Culture & Society* 34: 2, 1-13.
- DU GAY, Paul et al. (1997): *Doing Cultural Studies: The Story of the Sony Walkman*, London u.a.: Sage.
- EIDEN-OFFE, Patrick (2017): *Die Poesie der Klasse. Romantischer Antikapitalismus und die Erfindung des Proletariats*, Berlin: Matthes & Seitz.
- EPPLE, Angelika/ERHART, Walter (Hg.) (2015): *Die Welt beobachten. Praktiken des Vergleichens*, Frankfurt/Main: Campus.
- ERIBON, Didier (2016 [2009]): *Rückkehr nach Reims*, übers. v. Tobias Haberkorn, Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- FREITAG, Ulrike/OPPEN, Achim von (2005): »Translokalisierung als ein Zugang zur Geschichte globaler Verflechtungen«. In: *ZMO Programmatic Texts* 2.
- FREUD, Sigmund (1927): »Zukunft einer Illusion«. In: *Gesammelte Werke XIV*, Frankfurt/Main: Fischer, 325-380.
- FREUD, Sigmund (1930): »Das Unbehagen in der Kultur«. In: *Gesammelte Werke XIV*, Frankfurt/Main: Fischer, 419-506.
- GABRIEL, Markus (2016): »Wider die postmoderne Flucht vor den Tatsachen. Fünf Jahre Neuer Realis-

- mus«. In: *Neue Zürcher Zeitung*, 19.6.2016. <https://www.nzz.ch/feuilleton/fuenf-jahre-neuer-realismus-wider-die-postmoderne-flucht-vor-den-tatsachen-ld.89931> (15.08.2017).
- GEISENHANSLÜKE, Achim (2013): »Turn, Turn, Turn – Literaturwissenschaft nach dem Ende der Theorie«. In: Hartmut Bleumer et al. (Hg.): *Turn, Turn, Turn? – Oder: Braucht die Germanistik eine germanistische Wende? Eine Rundfrage zum Jubiläum der LiLi. Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* 172, 116-118.
- GROSSBERG, Lawrence (2010): *Cultural Studies in the Future Tense*, Durham, London: Duke University Press.
- GUMBRECHT, Hans Ulrich (2016): »Wirklichkeitsdämmerung. Rückkehr zum philosophischen Realismus«. In: *Neue Zürcher Zeitung*, 25.8.2016., <https://www.nzz.ch/feuilleton/zeitgeschehen/rueckkehr-zum-philosophischen-realismus-wirklichkeitsdaemmerung-ld.112795> (15.08.2017).
- HABERMAS, Jürgen (1973): *Legitimationsprobleme im Spätkapitalismus*, Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Hall, Stuart (Hg.) (1997): *Representation: Cultural Representations and Signifying Practices*, London u.a.: Sage.
- HORKHEIMER, Max/ADORNO, Theodor W. (1987 [1947]): *Dialektik der Aufklärung*. In: *Max Horkheimer Gesammelte Schriften* 5, Frankfurt/Main: Fischer 1987, 13–290.
- JAHODA, Marie/LAZARSELD, Paul F./ZEISEL, Hans (1975 [1933]): *Die Arbeitslosen von Marienthal. Ein soziographischer Versuch über die Wirkungen langandauernder Arbeitslosigkeit. Mit einem Anhang zur Geschichte der Soziographie*, Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- KERNER, Ina (2011): »Komplexitätsproduktion. Über Intersektionalität«. In: *Travelling Gender Studies. Grenzüberschreitende Wissens- und Institutionentransfers*, hg. v. Beate Binder et al., Münster: Dampfboot, 184-202.
- KIRCHHOFF, Christine (2017): »Kritik und Illusion. Die Begründung von Kritik mit der Psychoanalyse Sigmund Freuds«. In: *Warum Kritik? Begründungsformen kritischer Theorien*, hg. v. Sven Ellmers/Philip Hogh, Weilerswist: Velbrück Wissenschaft, 210-228.
- KNAPP, Gudrun-Axeli (2005): »Traveling Theories: Anmerkungen zur neueren Diskussion über ›Race, Class, and Gender‹«. In: *Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften* 16: 1, 88-110.
- KOSCHORKE, Albrecht (2007): »Überlegungen zur inneren Organisation der Kulturwissenschaften«. In: *Das Ende der Bescheidenheit. Zur Verbesserung der Geistes- und Kulturwissenschaften*, hg. v. Ludger Heidbrink/Harald Welzer, München: Beck, 170-174.
- LATOURE, Bruno (2004): »Why Has Critique Run out of Stream? From Matters of Fact to Matters of Concern«. In: *Critical Inquiry* 30: 2, 225-248.
- LETHEN, Helmut/JÄGER, Ludwig/KOSCHORKE, Albrecht (Hg.) (2016): *Auf die Wirklichkeit zeigen: Zum Problem der Evidenz in den Kulturwissenschaften*, Frankfurt/Main, New York: Campus.
- LINCK, Dirck (2016): »Die Politisierung der Scham. Didier Eribons Rückkehr nach Reims«. In: *Merkur. Deutsche Zeitschrift für europäisches Denken*, Heft 808, 34-47.
- LINDNER, Rolf/MUSNER, Lutz (Hg.) (2008): *Unterschichten. Kulturwissenschaftliche Erkundungen der ›Armen‹ in Geschichte und Gegenwart*, Freiburg: Rombach.
- LÜDEMANN, Susanne (2007): »Fünf Minuten Kulturwissenschaft«. In: *Das Ende der Bescheidenheit. Zur Verbesserung der Geistes- und Kulturwissenschaften*, hg. v. Ludger Heidbrink/Harald Welzer, München: Beck, 76-81.
- MADERTHANER, Wolfgang/MUSNER, Lutz (2007): *Die Selbstabschaffung der Vernunft: Die Kulturwissenschaften und die Krise des Sozialen*, Wien: Picus.
- MÖHRING, Maren/SCHÜTTPELZ, Erhard/ZILLINGER, Martin (Hg.) (2011): *Knappheit. Zeitschrift für Kulturwissenschaften* 2014, 1.
- NEIMANIS, Astrida/ASBERG, Cecilia/HEDRÉN, Johan (2015): »Four Problems, Four Directions for Environmental Humanities: Toward Critical Posthumanities for the Anthropocene«. In: *Ethics & The Environment* 20: 1, 67-97.

- NÜNNING, Vera/NÜNNING, Ansgar/NEUMANN, Birgit (Hg.) (2010): *Cultural Ways of Worldmaking: Media and Narratives*, Berlin, New York: De Gruyter.
- RAULET, Gérard (2009): »Kulturwissenschaften und politische Öffentlichkeit. Ralf Konersmann im Gespräch mit Gérard Raulet«. In: *Zeitschrift für Kulturphilosophie* 3: 1, 65-90.
- READINGS, Bill (1996): *The University in Ruins*, Cambridge/MA, London: Harvard University Press.
- SOJA, Edward W. (2010): *Seeking Spatial Justice*, Minneapolis, London: University of Minnesota Press.
- STIEMER, Haimo et al. (Hg.) (2017): *Social Turn? Das Soziale in der gegenwärtigen Literatur(-wissenschaft)*, Weilerswist: Velbrück.
- SWYNGEDOUW, Erik (2011): »Whose Environment? The End of Nature, Climate-Change and the Process of Post-Politicization«. In: *Ambiente & Sociedade* 14: 2, 69-87.
- VOLKENING, Heide (2017): »Alles beim Alten, immer wieder neu. Kanon, Turn, Schluckauf und Geschlecht«. In: *Kulturwissenschaftliche Perspektiven der Gender Studies*, hg. v. Manuela Günter/Annette Keck, Berlin: kadmos (im Druck).
- WALLERSTEIN, Immanuel (2001 [1991]): *Unthinking Social Science: The Limits of 19th Century Paradigms*, 2. Aufl., Philadelphia: Temple UP.
- WERBERGER, Annette (2012): »Überlegungen zu einer Literaturgeschichte als Verflechtungsgeschichte«. In: *Kulturen in Bewegung. Beiträge zur Theorie und Praxis der Transkulturalität*, hg. v. Dorothee Kimnich/Schamma Schahadat, Bielefeld: transcript.